

Mitteilungen

Die Frage der Einwanderung der Slawen in Böhmen und Mähren

Von HELMUT PREIDEL (München)

In den letzten Jahrzehnten ist es üblich geworden, mehr und mehr auf archäologische Quellen zurückzugreifen, um die allenthalben bestehenden Lücken in der historischen Überlieferung zu schließen. Dieses Verfahren, so verlockend es auch erscheinen mag, führt leider nicht immer zum Ziele, weil die Aussage archäologischer Funde vielfach überschätzt zu werden pflegt. Nur zu oft verläßt sich der Historiker gutgläubig auf Darstellungen von Archäologen, die jedoch nur selten so exakte Angaben machen können, wie sie der Historiker braucht. Dazu kommt, daß die Vertreter beider Disziplinen in der Regel Fragen nachgehen, für die sie eigentlich gar nicht zuständig sind: sie wollen Volksgeschichte schreiben und ethnische Probleme lösen, obgleich die ihnen zur Verfügung stehenden Quellen in eine ganz andere Richtung weisen. Das größte Hindernis besteht jedoch darin, daß wir keinen wissenschaftlich brauchbaren Volksbegriff haben und von Komplexen reden, von denen wir keine rechte Anschauung besitzen. Das muß zu Fehldeutungen und zu Mißverständnissen führen.

Diese Auffassung in allen Einzelheiten zu begründen, würde zu weit führen. Wir wollen daher lieber ein konkretes Beispiel anführen und versuchen, an Hand der verfügbaren Unterlagen diese Problematik zu entwickeln.

Um die Frage der Einwanderung der Slawen in Böhmen und Mähren zu erörtern, können wir uns keine bessere Einführung wünschen als die Arbeit von *E. Schwarz*: *Das Vordringen der Slawen nach Westen*, die er 1956 veröffentlicht hat.¹⁾ Hier sind alle Argumente für und wider angeführt, die Geschichte und Sprachwissenschaft bisher bereitstellten. Gleichzeitig verrät jedoch der Autor eine erstaunliche Lebensferne, wenn er auf Völker als komplexe Erscheinungen zu sprechen kommt. „Um 170 etwa“, so sagt er²⁾, „beginnt die gotische Wanderung nach Südrußland, der Kampf um den Südweg, wobei dazwischenstehende Völker geschlagen werden.“³⁾ Das war ein großes Unternehmen, das die gotische Sage festgehalten hat... Es handelt sich um die Verlagerung eines großen Volkes, der Goten, von der Weichselmündung nach Südrußland, wobei die Verbindungen mit

¹⁾ Südost-Forschungen (SOF) XV, 1956, S. 86—108.

²⁾ SOF XV, 1956, S. 94 f.

³⁾ SOF XV, 1956, S. 95 Anm. 48: Dazu *E. Schwarz*, *Die Urheimat der Goten und ihre Wanderung ins Weichselland und nach Südrußland*. In: *Saeculum* 4, 1953, S. 21 ff.

der Heimat längere Zeit aufrecht erhalten worden sein werden. Damals wurden, wie uns bezeugt wird, andere Völker unterworfen, wohl auch slawische...⁴⁾ Die aus ihren Wohngauen verjagten Völker werden Neuland gesucht haben und so ist die Donaugrenze dem Ansturm vieler Völker ausgesetzt."

Diese Vorstellungen sind völlig wirklichkeitsfremd. Man kann eingesessene Völker unterwerfen, man kann sie aber nicht ohne weiteres verjagen oder „verlagern“. Einige Zehntausende vermögen nicht Hunderte von Kilometern zu wandern, und zwar schon aus technischen Gründen nicht. Tausende Tonnen Getreide müßten mitgeführt werden, viele tausend Schlacht- und Zugtiere, die wieder Unmengen Futter erfordert hätten; all das, unterwegs beschafft, hätte die Trecks wieder so schwerfällig gemacht, daß, selbst in längeren Schönwetterperioden, tagsüber nur unbedeutende Wegstrecken hätten bewältigt werden können. Jeder Wasserlauf, geschweige denn größere Flüsse, hätten die Wanderzüge vor kaum überwindbare Schwierigkeiten gestellt. Diese Fährnisse waren schlimm, aber noch nicht das Ärgste. Die Trecks zogen nicht durch menschenleere Gebiete, sie hatten mit schweren Kämpfen zu rechnen, denen sie auf die Dauer nicht gewachsen sein konnten, denn die langausgezogenen Wagenkolonnen und Packtiere waren besonderen Gefahren ausgesetzt und ließen sich nur schwer und ungenügend schützen. Je länger die Wanderung dauerte, desto mehr mußte sich die Kampfkraft abnützen und mindern, während die Gegner stets frische Kräfte einsetzen konnten.⁵⁾

Wanderungen ganzer Völker nehmen sich auf dem Papier recht gut aus, sobald man sie jedoch in die rauhe Wirklichkeit versetzt, sind derartige „Verlagerungen“ kaum vorstellbar, selbst wenn man diese Umsiedlungen in Etappen vor sich gehen läßt. Stets bleibt das Hauptproblem unlösbar, wie die Masse der wandernden Norkonsumenten auch nur einigermaßen ernährt werden soll. Einige Hunderte, vorübergehend vielleicht auch Tausend, können zur Not aus dem Lande verpflegt werden, das sie eben überqueren, keineswegs aber einige Tausende oder gar Zehntausende. Hunderte von Tonnen Getreide lassen sich nicht im Troß mitführen, weil die erforderlichen Transportmittel, mehrere tausend Fahrzeuge und Tragtiere, nicht aufgebracht werden können.

Wenn die historische Überlieferung von der Wanderung von Völkern spricht, an den Vorgängen selbst also nicht zu zweifeln ist, darf man diese Ereignisse nicht nach unseren Begriffen, sondern nach den damaligen Vorstellungen zu klären versuchen. Es ist nämlich gewiß, daß sich unser gelehrter Volksbegriff nicht mit dem antiker oder frühmittelalterlicher Schriftsteller deckte. Wenn also in den frühen Quellen vom Volk (*populus, gens, vulgus*) die Rede ist, dann ist damit keineswegs die Gesamtbevölkerung in ihrer strukturellen Zusammensetzung gemeint, sondern immer nur der politisch aktive Teil, die wirtschaftlich unabhängige Oberschicht und ihre unmittelbare Umgebung. Die abhängige oder gar verknechtete Bevölkerung zählte nicht, sie hatte nichts zu sagen, sondern nur zu arbeiten.

Diese politisch und wirtschaftlich unabhängige kriegerische Oberschicht, die von der übrigen Bevölkerung getragen wurde, ging nicht sehr in die Breite. Obwohl

⁴⁾ SOF XV, 1956, S. 96 Anm. 49: Bei den Spalen, die zwischen Don und Dnjepr geschlagen wurden (Jordanes, Get. IV 28), kann es sich um Beherrscher der Slawen gehandelt haben, vgl. altslaw. *spolinŭ* „Riese“.

⁵⁾ Vgl. H. Preidel, Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens. 2. Teil. Gräfelfing bei München 1957, S. 24 ff.

zahlenmäßig gering, hatte sie alle Macht inne und gab als Herrschicht dem gesamten Komplex den Namen. Sie repräsentierte also das „Volk“, sie war auch beweglich, sie konnte wandern, denn es gab überall Grundbevölkerungen, von deren Hände Arbeit man mehr oder weniger gut leben konnte, nur mußte eben die dortige Oberschicht besiegt, unterworfen oder vertrieben werden. So gesehen, erscheinen die Ausführungen von *E. Schwarz* in einem anderen Licht, sie sind nicht so zu verstehen, wie es der Autor meinte.

Nach der Klärung des frühgeschichtlichen Volksbegriffes, dessen Lokalisation stets mit dem politischen und wirtschaftlichen Beherrschen eines gewissen Gebietes verbunden war oder doch verbunden werden kann, können wir zum eigentlichen Thema übergehen und feststellen, wie in der neueren Literatur die Frage der Einwanderung der Slawen in Böhmen und Mähren angesehen wird.

Am einfachsten löst *E. Schwarz* diese Frage, indem er annimmt, die Slawen seien im Gefolge der Awaren nach Böhmen und Mähren gekommen; es gäbe keine wirklichen Beweise für eine „frühere Anwesenheit von Slawen in diesen Ländern“.⁶⁾

Die tschechischen Forscher wollen jedoch davon nichts hören und behaupten, schon seit der Mitte des 5. nachchristlichen Jahrhunderts seien hier Slawen ansässig. *L. Niederle*⁷⁾ fiel es auf, daß sich die germanischen (fränkisch-thüringischen) Funde zwischen Biela, Beraun und der unteren Iser fanden, was vielleicht eine Parallele mit den alten Friedhöfen der La Tène-Kultur sei. „Unsere Archäologie“, so sagt er, „hält das für einen unstreitigen Beleg, daß hier ein anderes Volk neben dem Volk der gleichzeitigen Urnenfelder saß“. Seine Schüler verstanden diese Andeutung und lehrten daher, das übrige Böhmen sei in der Völkerwanderungszeit bereits slawisch gewesen, der Vorrang des „Stammes“ der Tschechen beruhe eben darauf, daß er sich in erster Linie mit den Germanen auseinanderzusetzen hatte.⁸⁾

Ein anderes Argument bringt *J. Poulík*⁹⁾ vor. Er geht davon aus, daß die Skelettgräber des 5. und 6. Jahrhunderts eiserne Waffen enthielten. „Dies verrät“, so folgert er, „die soziale Funktion derer, die damals im südmährischen Milieu begraben wurden. Es handelt sich hier um keine Bauern, also nicht um Leute, die in dem reichen und fruchtbaren Land fest Wurzel geschlagen hatten. Auf solchen Friedhöfen ruhen Angehörige kriegerischer Gefolgschaften. Diese Krieger drangen im 5. und 6. Jahrhundert in das südliche Mähren nicht als ödes und unbesiedeltes Land ein. Jemand mußte ihnen besonders bäuerliche Produkte liefern, damit sie überhaupt leben konnten. Was für Bewohner waren das? Auf diese Frage“, so fährt er fort, „bekommen wir wieder in den schriftlichen Nachrichten Antwort. Der griechische Historiker Prokopios vermerkte, daß der germanische Stamm der Heruler um 512 aus Pannonien zu den Warnen an der unteren Elbe zurückkehrte.

⁶⁾ SOF XV, 1956, S. 106.

⁷⁾ *L. Niederle*, Merovejská kultura v Čechách (Die merowingische Kultur in Böhmen). In: Památky archaeologické (PA) 30, 1918, S. 14 f.

⁸⁾ Vgl. *R. Turek*, K počátkům Prahy (Les débuts de Prague). In: PA 43, 1947—48, S. 88 f.

⁹⁾ *J. Poulík*, Staří Moravané budují svůj stát (Die alten Mährer gründen ihren Staat). Gottwaldov 1962, S. 28 ff.

Auf ihrem Zug kamen die Heruler mit einer slawischen Bevölkerung in Berührung, die sich ihnen gegenüber nicht feindlich verhielt. Die Heruler konnten von Pannonien durch das Gebiet der Waag nach Norden gehen und dann weiter durch die Mährische Pforte, oder vom Thebener Tor direkt durch das Marchland. Man kann daher folgern, daß am Beginn des 6. Jahrhunderts dieses Gebiet ebenfalls von Slawen bewohnt war.¹⁰⁾ Ein weiteres Zeugnis für die slawische Besiedlung dieser Länder durch slawische Bewohner finden wir bei dem gotischen Historiker Jordanes... Der hervorragende finnische Sprachwissenschaftler Mikkola befaßte sich mit dem Studium der Ortsnamen in Böhmen und kam zu dem Schluß, daß „ein Teil der Slawen bereits vor der Ankunft der Langobarden, deren es nur wenige gab und die sich hier nicht lange aufhielten, in Böhmen sein konnte. Die Voraussetzung der Anwesenheit der Slawen in Böhmen ist dadurch gestützt, daß dieses Land in jener Zeit slawische Ortsnamen in so großer Zahl und in so altertümlichen Formen hat wie kein anderes Gebiet.“¹¹⁾ Wenn es vor der Ankunft der Langobarden in Böhmen solche Verhältnisse gab, also schon im 5. Jahrhundert, dann muß man umso eher in Mähren und in der südwestlichen Slowakei in dieser Zeit oder noch früher mit einer slawischen Besiedlung rechnen.“

Weit kürzer behandelt R. Turek¹²⁾ die Frage der Einwanderung. „Das Vordringen der Slawen zu uns seit dem 2. bis zum 5.—6. Jahrhundert — und dann bis zum 8. Jahrhundert weiter zu ihrer hintersten Westgrenze an der unteren Elbe, der Aller, der unteren Saale, der oberen Fulda, dem unteren Main und der Altmühl — erfolgte allmählich, durch langsames Ausnützen der Lücken zwischen der germanischen Bevölkerung, die durch Auswanderung ganzer Gruppen allmählich den Boden räumte; bis heute können wir nicht gut sagen“, setzt er hinzu, „wie weit sich dabei die vorausgesetzte Art der halbnomadischen zyklischen Landwirtschaft beteiligte. Direkte historische Berichte über die Ankunft der Slawen bei uns haben wir nicht. Wir sahen schon¹³⁾, daß man den Bericht vom Zuge der Heruler durch die slawischen Länder etwa um die Wende des 5. zum 6. Jahrhundert nicht auf unsere Länder beziehen kann, und kaum ging durch sie der erste awarische Einfall ins Frankenreich am Beginn der sechziger Jahre des 6. Jahrhunderts. Wir haben aber klare archäologische Äußerungen, besonders Siedlungen und Gräber mit Keramik des Prager Typus.“

R. Turek beschreibt dann diese von I. Borkovský¹⁴⁾ geprägte Gefäßform und ihre verschiedenen Varianten, deren weitere Entwicklung zur Ausbildung

¹⁰⁾ J. Poulík, Staří Moravané, S. 199 Anm. 15a; J. Poulík, Slované na Moravě až do doby říše Velkomoravské (Die Slawen in Mähren bis zur Zeit des Großmährischen Reiches), Knižnice Z dávných věků 1. Brünn 1947, S. 57.

¹¹⁾ J. Poulík, Staří Moravané, S. 199 Anm. 17; Mikkola, Samo und sein Reich. In: Archiv für slawische Philologie 42, 1929, S. 89.

¹²⁾ R. Turek, Čechy na úsvitě dějin (Böhmen in der Morgendämmerung der Geschichte). Prag 1963, S. 119.

¹³⁾ R. Turek, Čechy, S. 9. Zur halbnomadischen zyklischen Landwirtschaft vgl. L. Niederle, Rukověť slovanských starožitností. In: Manuel de l'antiquité slave. Prag 1953, S. 329. (Übersetzung in: H. Preidel, Anfänge, 2. Teil, S. 68 f.).

¹⁴⁾ I. Borkovský, Staroslovanská keramika ve střední Evropě. (Die altslawische Keramik in Mitteleuropa). Prag 1940.

der älteren slawischen Burgwallkeramik führt, wie es besonders *J. Poulík*¹⁵⁾ recht wahrscheinlich machen konnte. „Auch die Datierung des Prager Typus“, führt *R. Turek*¹⁶⁾ weiter aus, „ist heute kein Problem; schon vor Jahren fanden sich neben dem Erscheinen gewisser Übergangsformen (Elbekosteletz)¹⁷⁾ auch gemischte Siedlungen (Prag-Michle, Prag-Wokowitz)¹⁸⁾ und in heutiger Zeit bestätigt die Untersuchung der Siedlung in Priesen bei Laun diese Beobachtung. Hier standen in derselben Ansiedlung Hütten germanischen Charakters mit zwei Pfosten in der Achse und typisch quadratische slawische Wohnungen, wie wir sie später z. B. in der Klutschower Burg kennen; beide Hüttentypen waren als Grubenhäuser in dasselbe Niveau eingelassen und sowohl die Keramik germanischen Charakters wie auch die des Prager Typus, die diese wichtige Siedlung bestimmen, lassen uns keinen Zweifel an ihrer Gleichzeitigkeit. Und wenn solche Äußerungen des Zusammenlebens nicht mehr vereinzelt sein werden, bieten sich uns bei der Untersuchung von Siedlungen dieser Zeit auch Situationen dar, wo wir die gegenseitigen Beziehungen der Ansiedlungen werden lösen müssen, die im drohenden Gegensatz oder wenigstens in gegenseitiger Furcht zueinander stehen; in dieser Richtung ist die Situation in [Prag-]Podbaba besonders kompliziert, die wir wenigstens nach der anthropogeographischen Seite als Vorgänger der späteren Agglomeration im Prager Becken halten können. In der Zeit, als hier bereits einige Ansiedlungen mit slawischer Bevölkerung standen (Funde des Prager Typus sind hier in solchen Entfernungen verteilt, daß wir absolut keine so riesige Ansiedlung voraussetzen können), existierte noch die gewiß gemischte Kaufmanns- und Kriegersiedlung der Thüringer, die die dortige Moldaufurt zu schützen suchte; wir kennen ihr reiches Skelettgräberfeld mit dem typischen Material der späten Phase der sog. Völkerwanderung, in dem auch die sog. ‚Thüringische Schale‘ nicht fehlte. Und gewiß nicht zufällig entstand bald darauf unweit jenseits der Moldau eine unserer ältesten slawischen Burgstätten, die Zámka bei Bohnitz.“¹⁹⁾

Wir haben die Ausführungen maßgebender tschechischer Forscher, die durchaus nicht einheitlich sind, größtenteils wörtlich wiedergegeben, um damit nicht nur ihre Argumente, sondern auch ihre Denkweise festzuhalten. Eine besondere Rolle spielt da das Zusammenleben (*soužití*) der Träger der Keramik des Prager Typus mit den Langobarden und Thüringern, denen die völkerwanderungszeitliche Hinterlassenschaft in Böhmen und Mähren zugeschrieben wird. *J. Poulík* meint, die slawischen Bauern hätten die langobardischen kriegerischen Gefolgschaften ernährt, er äußert sich aber nicht, wie die slawischen Bauern in die von germanischen Herrenschichten bewohnten Sudetenländer gekommen sein sollen.²⁰⁾ Anders stellt sich *R. Turek* dieses Zusammenleben vor. Er gibt bloß an, seit dem 2. Jahrhundert

¹⁵⁾ Vgl. dazu *H. Preidel*, Anfänge, 1. Teil, Gräfelfing 1954, S. 43 f.

¹⁶⁾ *R. Turek*, Čechy, S. 120.

¹⁷⁾ *J. Axamit*, Zajímavá náboja z okolí Labského Kostelce. (Ein interessantes Gefäß aus der Umgebung von Elbekosteletz). In: PA 29, 1917, S. 11 Abb. 12.

¹⁸⁾ Vgl. *H. Preidel*, Anfänge, 1. Teil, S. 41 f.

¹⁹⁾ Vgl. auch *R. Turek*, PA 43, 1947—48, S. 64, 68 f. und 88 f.

²⁰⁾ *J. Poulík*, Jižní Morava, země dávných Slovanů. (South Moravia — the Country of the Ancient Slavs). Brunn 1950, S. 37. Vgl. *H. Preidel*, Anfänge, 1. Teil, S. 42.

hätten sich in den durch das Abziehen der germanischen Bevölkerung Mitteleuropas entstandenen Lücken Slawen niedergelassen. Außer den ausgeprägten Formen des Prager Typus, so sagt er, kennen wir in Böhmen „schlankere und bauchigere Varianten und bisweilen finden sich auch flache Schalen mit niederem, abgerundetem Rand. Es ist dies wohl nicht der einzige keramische Typus, den unsere Vorfahren in dieser Zeit benützten, wenn er auch für sie am typischsten ist. Wir lernten bereits [S. 101] die Gefäße aus Bauschowitz und Černoves kennen und noch ausdrucksvoller ist die in der Tradition der jüngeren römischen Periode gearbeiteten und schon die für die Slawen in der weiteren Entwicklung typischen Zierelemente bringenden Keramik, besonders reiche mehrfache Wellenlinien; zu ihren schönsten Repräsentanten gehört das reich verzierte schlanke Gefäß aus Statenitz bei Prag [Turek, Abb. 2 auf Tafel 2]. Und schon aus dieser Zeit gibt es natürlich reich verzierte Formen vom Charakter des Prager Typus, wie wir sie besonders aus dem Prager Podbaba, aus Pirken bei Komotau, aus Staré Badry bei Poděbrad und aus Kuttenberg kennen; neben Wellenlinien erscheinen hier auch Vierlingsstempel, Netzornament und auf einem Scherben aus Großkletzán a. d. Moldau eine aus Wellenlinien zusammengestellte Tierfigur. Im Egerland erscheint eine Keramik des Prager Typus, bei deren Gestaltung des Oberteiles Einflüsse der ‚Krausengefäße‘ der spätrömischen Zeit aus germanischem Milieu auftreten. Eine andere parallele Erscheinung sind Schalen mit konisch verengtem, gewelltem zylindrischen Hals, die wir sowohl im germanischen Milieu, als auch — in typisch slawischer Töpfertechnik — in slawischen Fundstätten kennen, bei uns z. B. in Zaříčan bei Tschaslau; alle Zusammenhänge solcher Beeinflussungen sind nicht entfernt erschöpft, wie der Charakter einiger Scherben aus Staré Badry zeigt. Die Äußerung der ältesten Kultur unserer Vorfahren wird im keramischen Material also vieldeutiger sein und ist absolut nicht auf den Prager Typus beschränkt; auf der anderen Seite wird jedoch eine Analyse notwendig werden, die unter den weniger ausgeprägten Formen des Prager Typus das aussondert, was wohl nicht zu ihm gehört und aus älterer Zeit stammt oder einem fremden ethnischen Milieu zukommt. Bei den typischsten Funden des Prager Typus sind wir aber nicht mehr in Verlegenheit; sie sind ganz sicher slawisch, und in einigen Fundstätten (Priesen bei Laun, Prachower Felsen) läßt sich die weitere Entwicklung zur weitergebildeten sog. älteren slawischen Burgwallkeramik verfolgen.“²¹⁾

Aus dieser Darstellung und aus dem, was R. Turek später über die Siedungsverhältnisse in Prag-Podbaba und in Priesen bei Laun sagt, geht deutlich hervor, daß er an ein Nebeneinander von Slawen und germanischen „Thüringern“ denkt, die sich, wenn schon nicht feindlich, so doch im bewußten Gegensatz gegenüberstanden. Daß die „Thüringer“ Podbabas Kaufleute und Krieger waren, die eine Moldaufurt sichern sollten, halten wir für eine verfehlte Interpretation, ebenso die Deutung, die Zámka bei Bohnitz sei angelegt worden, um von slawischer Seite diese Furt und den Wasserweg zu schützen.²²⁾ Für diese Einschätzung der Zámka gibt es lediglich die typologische Bewertung aufgesammlter Streuscherben und Tierknochen, die keinerlei Zeugniskraft besitzen, weil sie aus ganz anderen Fundzusammenhängen stammen können, als man meint. Auch die übrigen Ausführun-

²¹⁾ R. Turek, Čechy, S. 119 f.

²²⁾ R. Turek, PA 43, 1947—48, S. 64.

gen *R. Tureks* beruhen ausschließlich auf typologischen Erwägungen, denen wohl einige Bedeutung zukommt, die aber keineswegs als überzeugender Beweis für den Zusammenhang völkerwanderungszeitlicher germanischer und altslawischer Keramik gelten können, als Beweise eines einstigen Zusammenlebens von Germanen und Altslawen, wie *R. Turek* sich das vorstellt.

Etwas anderes ist es mit der in Priesen bei Laun angetroffenen Situation, die die tschechischen Forscher unter einem Gesichtswinkel sehen, den wir nicht für richtig halten. Statt schlicht von den vorhandenen Fundtatsachen auszugehen, kombinieren sie diese Tatbestände mit subjektiven Ableitungen. Sie sprechen von „Hütten aus der Periode der Völkerwanderung“, die „bis auf zwei Ausnahmen [immerhin 15%] stets ausgeprägt rechteckig sind, manchmal mit abgerundeten Ecken. In den beiden gegenüberliegenden Seiten waren drei tief eingelassene Pfosten, in zwei Hütten [15%] gab es bloß Pfosten in den Ecken. Der Fußboden der Hütte pflegte nicht gestampft zu sein, nur ausnahmsweise erscheinen auf ihm kleine scharf zugespitzte Pfähle, wie sie für slawische Wohnungen typisch sind. Die Feuerstätte erschien als Schicht gebrannter oder aschiger Erde auf dem Hüttenboden entweder in der Nähe der Mitte oder an einer Wand, nur in zwei Fällen in der Ecke. Sie war niemals aus Steinen erbaut (zum Unterschied von slawischen Herden).“²³⁾ Weiter unterscheiden die tschechischen Forscher außer diesen 13 völkerwanderungszeitlichen Hütten 9 mit dem Prager Typus und 17 slawische Hütten aus dem 8. und 9. Jahrhundert. *I. Pleinerová* charakterisiert diese Hütten mit dem Prager Typus als rechtwinklige, Quadraten nahestehende einräumige Grubenhäuser. „Alle hatten in der Nordwestecke einen aus Steinen gebauten Herd... Steinherde sind in Priesen für slawische Hütten kennzeichnend... Den Fußboden der Hütten bildete eine gestampfte Lehmschicht, in der sehr gut kleine, scharf zugespitzte Pfähle kenntlich waren, die wohl mit der Inneneinrichtung zusammenhängen. Sie erscheinen auch in jüngeren slawischen Wohnungen. Bloß ausnahmsweise wurden Konstruktionspfähle festgestellt, z. B. bei der Hütte V, wo es 4 Pfähle gab, und zwar in der Mitte der beiden gegenüberliegenden Schmalseiten und in zwei Ecken, oder bei der Hütte X bei der Mitte der Ostseite außerhalb des vertieften Raumes. In den meisten Hütten aus der Periode des Prager Typus konnten wir bestimmte Baudetails wahrnehmen, und zwar einen isolierten Pfosten bei der Mitte der der Feuerstelle gegenüberliegenden Wand.“²⁴⁾

Das alles kommt im deutschsprachigen Vorbericht über die Funde bei Priesen²⁵⁾ weniger zum Ausdruck, denn hier geht die Autorin mehr auf den Inhalt der einzelnen Anlagen ein, obwohl sie nur das Grundsätzliche hervorhebt. Am aufschlußreichsten ist da der erste tschechische Vorbericht, der freilich nur das Inventar der völkerwanderungszeitlichen Hütten VI und VIII und der Grubenhäuser V und X, die dem Prager Typus zugewiesen werden, beschreibt. Keine dieser Hütten ent-

²³⁾ *I. Pleinerová*, Výzkum osady z doby stěhování národů a z doby slovanské v Březně u Loun. (Erforschung einer Siedlung aus der Völkerwanderungs- und Slawenzeit in Priesen bei Laun). In: Archeologické rozhledy (AR) 17, 1965, S. 527.

²⁴⁾ *I. Pleinerová*, AR 17, 1965, S. 517 f.

²⁵⁾ *I. Pleinerová*, Germanische und slawische Komponenten in der altslawischen Siedlung Březno bei Louny. In: Germania 43, 1965, S. 121—138, Abb. 1—12.



Grubenhäuser aus Priesen (Březno) bei Laun. Nach I. Pleinerová, *Archeologické rozhledy* 17 1965, Abb. 141 (1—XVII, 4—XVI, 6—X, 7—XI), 158 (8—XII), 159 (5—XXXIX), *Germania* 43 1965, S. 128 f., Abb. 8 (2—XIII) und 9 (3—VIII). 1—3 sind angeblich völkerwanderungszeitlich, 4—8 altslawisch.

hielt, so stellt *I. Pleinerová*²⁶⁾ fest, nur völkerwanderungszeitliche Keramik oder nur solche des Prager Typus, vielmehr waren beide Formenkreise vermengt. So fand sich im völkerwanderungszeitlichen Grubenhaus VIII „eine dunkelgraue Scherbe vom Randteil eines an Formen des Prager Typus anklingenden bauchigen Gefäßes mit niederem Hals und gerade abgeschnittenem Rand, der aus einem Pfostenloch in der Nordwestecke der Hütte stammt. Von besonderer Wichtigkeit ist dann ein graues Randstück mit Glimmerkörnern, das in der Feuerstelle der Hütte war; es gelang, die Scherbe mit dem größeren Teil des Gefäßes zusammenzuleimen, das dem Prager Typus angehört und das wir der Füllung der [altslawischen] Hütte X entnahmen“. Auch im Inventar der völkerwanderungszeitlichen Hütte VIII waren „Bruchstücke völkerwanderungszeitlicher Keramik und Scherben vertreten, die wir dem Prager Typus zuordnen. Diesmal aber war das Verhältnis ganz entgegengesetzt dem in Hütte V, denn die völkerwanderungszeitliche Keramik war im ausgeprägten Übergewicht, während die Fragmente des Prager Typus in der absoluten Minderheit waren“.²⁷⁾

Recht aufschlußreich erscheint auch eine andere Kennzeichnung *I. Pleinerová*s.²⁸⁾ Es heißt da wörtlich: „Die Scherbe der Keramik des Prager Typus ist zweifach, einmal charakteristisch slawisch, wenn der Ton mit Sand und Glimmer versetzt und die Scherbenoberfläche feinkörnig ist, zum andern der Bearbeitung von Gefäßen der Völkerwanderungszeit ähnlich (die grobe Scherbe ist auf der Oberfläche geglättet). Interessant ist, daß beide Bearbeitungsweisen sowohl an vasenförmigen wie auch an tonnenförmigen Gefäßen erscheinen. Als wichtige Tatsache erachte ich das Erscheinen sog. spätrömischer Töpfe in Hütten mit Keramik des Prager Typus, und zwar einmal in einem slawisch ausgeführten Material, zum andern, übereinstimmend mit der Technologie germanischer Keramik, in grober Ausführung. Dazu kommt das Faktum, daß tonnenförmige Töpfe in germanischen Hütten bisweilen auch in einer Bearbeitung erscheinen, die der slawischen verwandt ist.“

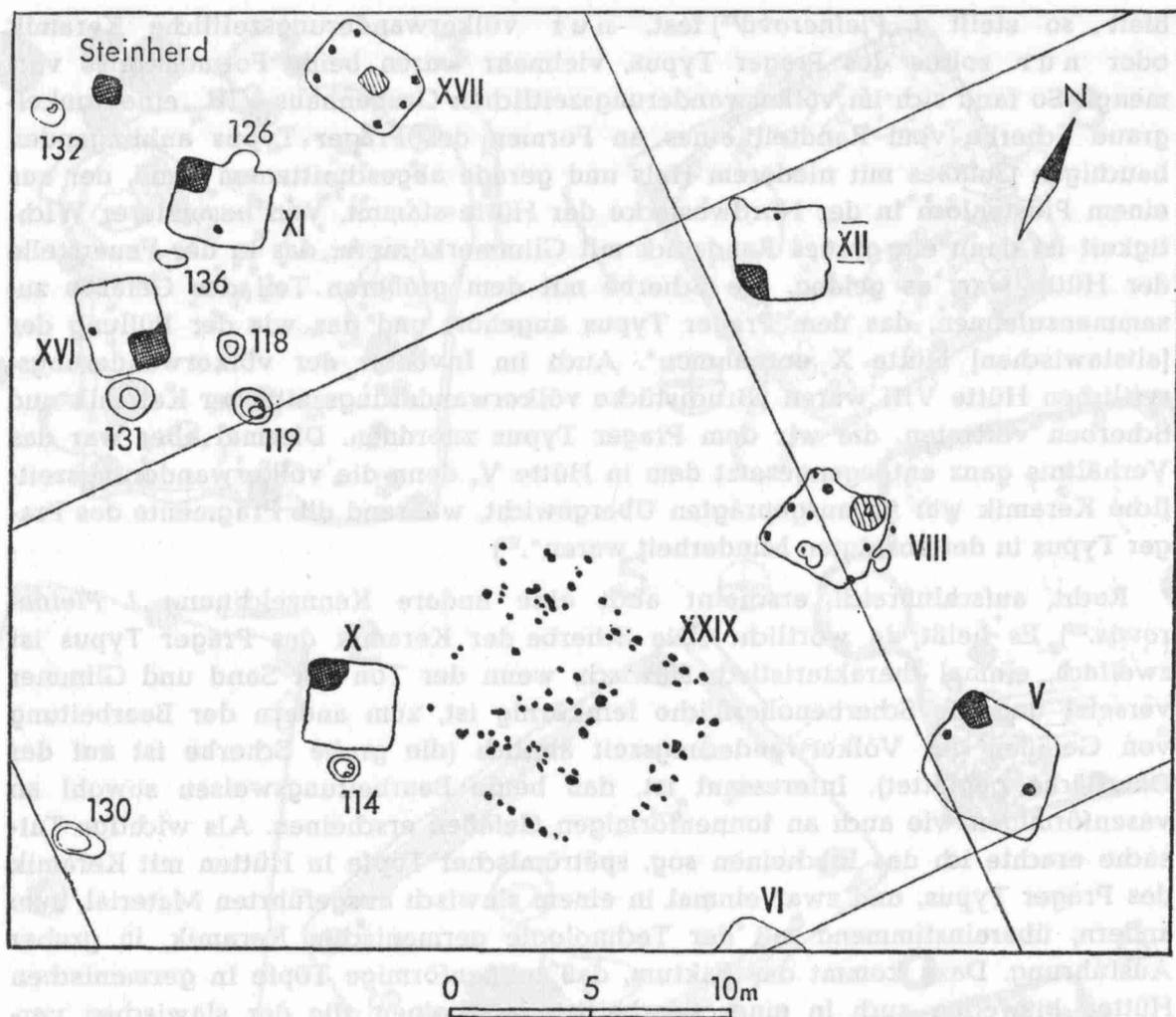
Wir wollen die Autorin nicht weiter beim Wort nehmen, weil das zu weit führte, wohl aber müssen wir ihre Zusammenfassung bringen. Sie unterscheidet in der Priesener Siedlung fünf Grundphasen, die sie so charakterisiert²⁹⁾: „In der ersten Phase gab es dort eine germanische Ansiedlung aus der Völkerwanderungszeit, in der zweiten Phase bestehen noch einige Hütten der Völkerwanderung, es erscheinen jedoch bereits auch altslawische Grubenhäuser mit Keramik des Prager Typus, und man kann gegenseitige Beeinflussung und die Übernahme gewisser Formen und Elemente beobachten; die dritte Periode ist die altslawische (die jün-

²⁶⁾ *I. Pleinerová*, Sídliště z období pražského typu v Březně u Loun. (Eine Siedlung aus der Periode des Prager Typus in Priesen bei Laun). In: Referáty o pracovních výsledcích československých archeologů za rok 1959, 1. Teil, Liblitz 1960, S. 93 f.

²⁷⁾ Eine eingehende Beschreibung des Scherbeninhaltes gibt *I. Pleinerová* in: *Germania* 43, 1965, S. 126 f., dazu Abb. 2—7, eine Skizzierung des Inhaltes der Hütte VIII sowie einzelne Deutungsversuche finden sich ebenda S. 128 ff., Abb. 9 und 10, 1—7.

²⁸⁾ *I. Pleinerová*, AR 17, 1965, S. 520.

²⁹⁾ *I. Pleinerová*, AR 17, 1965, S. 524.



Situationsplan eines Teiles der Siedlung von Priesen bei Laun. Nach I. Pleinerová, *Germania* 43 1965, S. 121, Abb. 1.

gere Phase des Prager Typus) und in ihr schwindet der germanische Bestandteil, die vierte und fünfte Phase sind Perioden, in denen sich die slawische Ansiedlung weiterentwickelte und zeitlich des 8. und 9. Jahrhunderts (eventuell den Anfang des 10. Jahrhunderts) einnimmt.“

Aus diesen von den meisten tschechischen Forschern geteilten Ausführungen ergibt sich eine zeitliche Aufeinanderfolge, die im vorgelegten Fundstoff nicht in allen Einzelheiten belegt erscheint. Wir vermögen eigentlich nur zwei Phasen anzuerkennen, die älteste und die jüngste, denn im östlichen Teil der Ansiedlung waren Hütten des Prager Typus dreimal von Bauten des 9. und 10. Jahrhunderts überdeckt.³⁰⁾ „Alle drei Fälle sind einander nahe. Es ist deshalb klar, daß die altslawischen Objekte mit dem Prager Typus oder ihre Destruktion beim Bau der jüngeren Hütten bereits nicht mehr sichtbar sein konnten. Wir könnten daraus erkennen, daß die Ansiedlung vielleicht nach einer Zeit verlassen und anderswo angelegt war, wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Erschöpfen des bearbeitungsfähigen Bodens. Die Verschiebung mußte nicht groß sein und geschah offenbar

³⁰⁾ I. Pleinerová, *AR* 17, 1965, S. 526.

auf derselben Terrasse längs der Eger, und nach einer Zeit wurde wieder der alte Ort aufgesucht. Diese Alternative erklärte, auch wenn sie sonst in den Funden nicht belegt ist, das Überschneiden altslawischer Hütten.“

Wir halten das allerdings für keine Alternative. Zwischen den beiden Siedlungshorizonten klafft, selbst wenn wir uns die frühe Datierung der tschechischen Forscher zu eigen machen, eine mehr als hundertjährige Kluft, die sich mit Redensarten nicht überbrücken läßt. Wir vermögen auch nicht die ersten drei Phasen *I. Pleinerovás* anzuerkennen, weil das angewandte Quantitätsprinzip und die nach ethnischen Gesichtspunkten erbauten Grubenhäuser nicht überzeugen können. Es ist ein bedenkliches Verfahren, nach dem Überwiegen dieser oder jener Scherben die einzelnen Hütten Germanen oder Altslawen zuzuweisen, weil außer den nach Form, Verzierung und Technik näher bestimmbareren Gefäßresten auch noch sog. atypische Scherben und eine große Zahl Zwischenformen vorhanden zu sein pflegen, die vielfach sogar den Ausschlag geben. Noch bedenklicher wird die Situation, wenn wir die veröffentlichten Hausgrundrisse miteinander vergleichen (Abb. 1), denn auch da gibt es Zwischenformen, wie *I. Pleinerová* selbst angibt.³¹⁾ Entscheidend dürfte jedoch die Funktion der einzelnen Grubenhäuser sein, die in den Vorberichten der Ausgräberin gar nicht erwähnt wird. Der bis jetzt veröffentlichte Fundplan eines Teils der Priesener Siedlung (Abb. 2) macht nämlich ganz den Eindruck, als ob sich die 8—12 m² großen Grubenhäuser um das etwa 30 m² große Pfostenhaus XXIX gruppierten, was etwa einem Hofsystem entspräche. Ob es sich tatsächlich um einen derartigen Wirtschaftskomplex handelt, wird wohl erst die Gesamtveröffentlichung deutlicher machen, wenngleich die angetroffenen Pfostenhäuser nicht näher datiert werden können³²⁾; die einwandfreie Datierung der einzelnen Grubenhäuser dürfte da schon entscheiden.

Nach unserer Auffassung sind die völkerwanderungszeitlichen Grubenhäuser und die des Prager Typus nicht voneinander zu trennen. Wahrscheinlich stammen sie, wie auch *I. Pleinerová* annimmt, aus dem ausgehenden 5. und beginnenden 6. Jahrhundert.

Wesentlich älter ist dagegen das Grubenhaus aus Prag-Michle, das der Prager Arzt MUDr. *J. Axamit*, ein sehr erfolgreicher Lokalforscher, 1915 untersuchte.

³¹⁾ *I. Pleinerová*, AR 17, 1965, S. 520: „Als weitere Belege dieser Berührung [der beiden ethnischen Bestandteile] läßt sich das Erscheinen keramischer Bruchstücke des Prager Typus in völkerwanderungszeitlichen Hütten und die Mischung von Bauelementen der beiden ausgeprägten Hüttentypen anführen — in die Länge gezogene [Hütten] mit drei Pfosten an den Schmalseiten (germanische) mit quadratischen mit Steinherd in einer Ecke, mit gestampftem Fußboden und einer Menge Pfostenlöcher am Boden (slawische). Diese Mischung ist im Falle der Hütte VIII deutlich zu sehen. In ihrem Inventar überwiegt ausgeprägt völkerwanderungszeitliche Keramik. Nach der baulichen Seite nimmt man von beiden Bestandteilen nur bestimmte Elemente — sie ist quadratisch mit gestampftem Fußboden mit kleinen Pfählen, die Feuerstelle hat sie in der Ecke (sie besteht aber nicht aus Steinen), sie hat eine dreifache Pfostenkonstruktion.“

³²⁾ *I. Pleinerová*, AR 17, 1965, S. 517: „Sie sind offenbar nicht urzeitlich und gehören entweder zur Siedlung aus der Völkerwanderungszeit oder zur slawischen Siedlung.“

Damals zeigte sich am Rande einer Sandgrube eine 3,5 m lange und etwa 80 cm tiefe „Wohngrube“, die sich am westlichen Ende zu einer brunnenartigen, 1,6 m weiten Aschengrube vertiefte.³³⁾ Diese noch einen Meter in die Sandgrubenwand hineinreichende restliche Anlage enthielt im östlichen Teil einen aus Steinen gebildeten Herd, Hüttenlehm von einer Blockkonstruktion und, außer Asche, Holzkohlenresten und Tierknochen, eine Menge spätrömischer Scherben sowie Gefäße, die *J. Axamit* als ausgesprochene „Übergangsformen von der provinzial-römischen zur burgwallzeitlichen Keramik“ bezeichnete.³⁴⁾ Nun stand *Axamit* noch im Banne der seinerzeit insbesondere von *J. L. Pič* und *K. Buchtela* vertretenen These von der Autochthonität der Tschechen in Böhmen; diese Übergangsformen von der für slawisch gehaltenen germanischen Hinterlassenschaft zur sicher slawischen Burgwallkultur sollten also beitragen, diese These zu fundieren.³⁵⁾ Um einen wirklichen Übergang zu konstruieren, reichten die angesprochenen Funde natürlich nicht aus, und mit Recht sprachen sich *J. Hellich* und *L. Niederle* gegen diese immer wieder auftauchenden Versuche aus.³⁶⁾ „Positiver“, so erklärte *L. Niederle*, „ist das schon 1902 von *J. Červinka*³⁷⁾ beigebrachte und begründete Argument, daß die slawische Keramik des 6. und der folgenden Jahrhunderte eine Imitation der römischen Provinzialkeramik ist, die sich im 1. und 2. Jahrhundert in den Werkstätten der Donauprovinzen entwickelte, in Norikum und in Pannonien. Damit sie die Slawen kennenlernen, übernehmen und nachahmen konnten, mußten sie an der Donau bereits in der Kaiserzeit mit der römischen Kultur in Berührung kommen. Dieses Urteil halte ich für richtig, es spricht in beachtenswerter Weise für die Existenz von Slawen im nördlichen Donauebiet während der römischen Kaiserzeit. Es bezeugt daher unmittelbar, daß die tschechischen Slawen längere Zeit vor dem 6. Jahrhundert an der Donau waren, — aber nicht für die Slawinität der alten [Lausitzer] Urnenfelder.“

Etwas anders urteilte zehn Jahre später *J. Schráníl*³⁸⁾, dessen Auffassung wir deshalb wörtlich wiedergeben, weil sie zum Verständnis gegenwärtiger Anschauungen wesentlich beiträgt. „Die Frage nach einem Zusammenhang unserer Burgwallkultur mit der römischen Provinzialkultur müssen wir verneinend be-

³³⁾ *J. Axamit*, Nové příspěvky archaeologické. (Neue archäologische Beiträge). In: PA 28, 1916, S. 140 ff., Taf. 10.

³⁴⁾ *J. Axamit*, PA 28, 1916, S. 142 f., Taf. 10, 5, 7—11, 13, 16.

³⁵⁾ Vgl. *L. F. Zotz* und *B. von Richthofen*, Ist Böhmen-Mähren die Urheimat der Tschechen? Leipzig 1940, wo freilich auch der Prager Typus aus der damaligen Sicht falsch beurteilt wurde, ein typisches Beispiel, die Gegenwart in die Vergangenheit zu projizieren.

³⁶⁾ *L. Niederle*, Poznámky k otázce slovanskosti našich polí popelnicových. (Bemerkungen zur Frage der Slawinität unserer Urnenfelder). In: PA 26, 1914, S. 185. — *J. Hellich*, Žárové hroby mladšího období římského u Piněva a jich význam. (Brandgräber der jüngeren römischen Periode bei Piněv und ihre Bedeutung). In: PA 30, 1918, S. 174.

³⁷⁾ *I. L. Červinka*, Morava za pravěká. (Mähren in der Urzeit). Brünn 1902, S. 312.

³⁸⁾ *J. Schráníl*, Několik příspěvků k poznání proudů v zemích českých v. X. a XI. věků. (Les courants de la culture dans les pays tchèques du Xème et du XIème siècle). In: Niederlův sborník (Obzor praehistorický 4). Prag 1925, S. 187 f.

antworten. Eine unmittelbare Berührung, geschweige eine Entwicklung gab es hier nicht... Ich meine daher, daß es absolut nicht möglich ist, daß slawische Stämme in Böhmen und Mähren bereits in der römischen Periode ansässig waren, weil wir dann notwendigerweise voraussetzen müssen, daß die kulturelle Entwicklung, wenn auch nicht auf gleiche, so wenigstens auf ähnliche Weise verlaufen wäre, wie bei den germanischen Nachbarn. Dieser Zusammenhang besteht absolut nicht, ja umgekehrt, er fehlt völlig und wir sehen, daß die traditionelle Linie anderswohin führt — nach dem Osten, in das Gebiet der byzantinischen Kultur. Dasselbe gilt auch von dem vermeintlichen Nachweis eines Überganges in der slawischen Keramik. Die slawische (Burgwall-)Keramik, so wie sie uns in dem ausgedehnten Territorium erscheint, das die Slawen im 10. und 11. Jahrhundert besetzt hatten, hat einen bewunderungswürdig einheitlichen Charakter. Hier haben wir keine streng verschiedenen Formen oder verschiedene dekorative Details, die sich notwendigerweise aus lokal gefärbten Gruppen römischer Keramik entwickeln müßten. Und dann sind ja im 4. Jahrhundert n. Chr. die Formen der römischen Keramik niedrig und breit, während die slawische Keramik an schlanke Formen anknüpft, die an die alte Keramik der ersten beiden Jahrhunderte gemahnt, die auf latènezeitlicher Basis entstand.³⁹⁾

Weitere zehn Jahre danach wurde die Frage der „Übergangs-Formen“ neuerlich aufgeworfen, und zwar von *E. Šimek*⁴⁰⁾ und *J. Eisner*⁴¹⁾, der besonders auf die Ähnlichkeit burgwallzeitlicher Ornamente mit germanischen Ziermustern aus der späten Kaiserzeit hinwies. „So ist z. B. eine Scherbe aus der germanischen Siedlung der mittleren provinziäl-römischen Zeit von Radimov (Bez. Skalitz) mit einem Muster verziert, in dem mehrfache Wellenlinien mit Bändern aus geraden Linien wie auf altertümlichen Burgwallgefäßen wechseln. Sofern Elemente aus der römischen Keramik übernommen sind und sich in der Burgwallkeramik äußern, handelt es sich eigentlich um römische Bestandteile in der slawischen Burgwallkeramik.“⁴²⁾

Ein wenig später faßte dann *I. Borkovský*⁴³⁾ die zur Frage der Übergangsformen geäußerten Meinungen zusammen und erklärte, es handle sich keineswegs

³⁹⁾ Weiter führt *J. Schránil*, a.a.O., S. 188, aus: „Wenn wir schon von dieser Frage sprechen, mache ich auf das interessante Faktum aufmerksam, daß die merowingische Kultur, die in Böhmen im ganzen auf das nordwestliche Viertel beschränkt ist und als unstreitig germanische Kultur von kriegerischen Leuten getragen war, sich nicht weiter nach Osten fortsetzt. Das erklärt der Druck der slawischen Stämme, die in Ostböhmen ansässig waren und durch ihr allmähliches Vorgehen den germanischen Stamm (wie *L. Niederle* meint, die Thüringer) aus dem Lande drängt. Und diese Nähe der merowingischen Kultur wirkte auf die Keramik, die die slawischen Stämme mit sich brachten.“

⁴⁰⁾ *E. Šimek*, *Problemy moravské prehistorie*. (Probleme der mährischen Prähistorie). Brünn 1935, S. 57 ff.

⁴¹⁾ *J. Eisner*, *Popelnicové hroby z doby hradištní na Slovensku*. (Burgwallzeitliche Urnengräber in der Slowakei). In: *PA* 40, 1934—35, S. 87 f.

⁴²⁾ Im Original nicht gesperrt. Eine Übersetzung des ganzen Abschnitts in: *H. Preidel*, *Anfänge*, 1. Teil, S. 56 f.

⁴³⁾ *I. Borkovský*, *Staroslovanská keramika*, S. 42 f., 92.

um Übergangsformen aus dem 5. Jahrhundert, „sondern um zwei ethnische Bestandteile — germanische und altslawische —, die parallel nebeneinander mit verschiedenen Kulturen bestehen. Es ist selbstverständlich, daß sich diese Nachbarschaft in Berührungen widerspiegelt, es ist das auch in der altslawischen Keramik des Prager Typus deutlich. Berührungsspuren können nur in der Zeit sichtbar sein, als die beeinflussende Keramik existierte, wenn sie schwand, schwanden auch die provinzialrömisch-germanischen Einflüsse auf die altslawische Keramik.“

In der Nachkriegszeit stellte schließlich *J. Eisner*⁴⁴⁾ für die südwestliche Slowakei drei einander folgende keramische Gruppen fest, nämlich den Prager Typus, den Donautypus und den Theißtypus, von denen der Donautypus von der Produktion spätrömischer Töpferwerkstätten in Pannonien, Norikum und Südpolen ausgegangen sein soll.⁴⁵⁾ Auf diesen Gedanken baute dann *D. Biáleková*⁴⁶⁾ ihre für die südwestliche Slowakei gültige Entwicklungsreihe auf, die von den ältesten slawischen Formen (I) über den Prager Typus (II und III) zur voll entfalteten Burgwallkeramik führt (Abb. 3). „Das Herausstellen der ältesten Stufe“, so sagt sie, „lehnt sich an das geschlossene Siedlungsobjekt in Výčapy-Opatovce an, wo die altertümlichen Gefäßformen der slawischen Keramik mit hunnische Keramik vergesellschaftet erscheinen. In der ersten Stufe sind auch solche Formen vertreten, die die meisten Elemente aus der älteren [völkerwanderungszeitlichen] Unterlage übernommen haben... Die zweite Stufe (Prager Typus) entwickelte sich, wie Forschungen zeigen, schon im 5. Jahrhundert aus einer älteren Unterlage... Der verzierte Prager Typus oder die dritte Stufe mündet mit einer weiteren Entfaltung des Töpferhandwerks zusammen mit dem Donautypus in die Entwicklung der Burgwallkeramik aus, die sich in der südwestlichen Slowakei bereits im 8. Jahrhundert vom Prager und dem Donautypus durch eine vollendete Ausarbeitung des Materiales unterscheidet...“

Ausgangspunkt dieses ausschließlich auf typologischen Erwägungen beruhenden Deutungsversuches sind die noch unveröffentlichten Siedlungsfunde von Výčapy-Opatovce, wo graue Drehscheibenkeramik und Bronzekesselreste zusammen mit handgearbeiteten Tongefäßen vorgefunden wurden. *A. Točík*⁴⁷⁾ und *B. Chropovský*⁴⁸⁾ datieren diesen Fundkomplex ins 4. Jahrhundert und meinen, diese An-

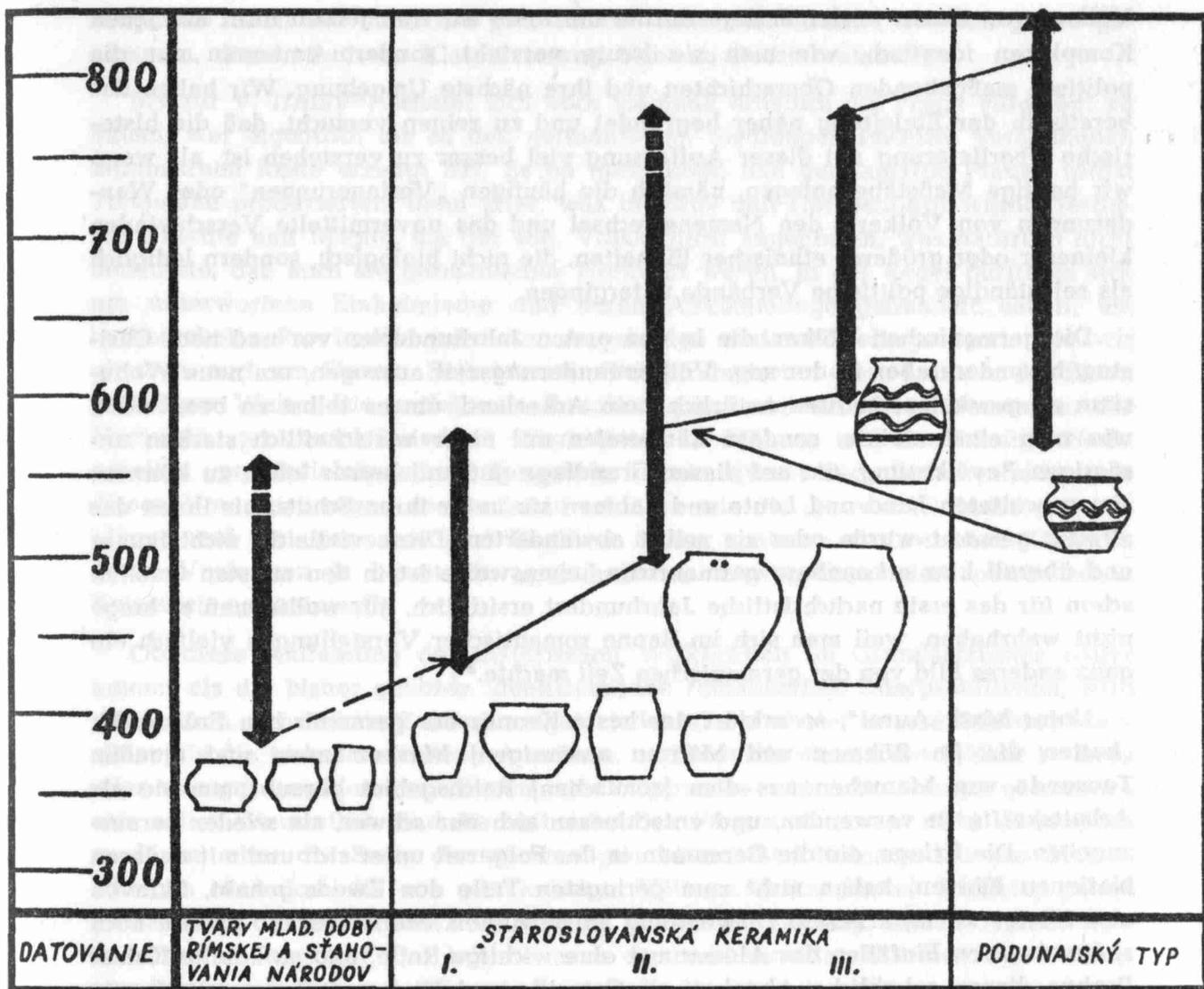
⁴⁴⁾ *J. Eisner*, Devínska Nová Ves. Slovanské pohřebiště. (Begräbnisstätte aus dem 7. und 8. Jahrhundert in Devínska Nová Ves bei Bratislava in der Slowakei). Bratislava 1952, S. 248 ff.

⁴⁵⁾ *J. Eisner*, Über die ältesten Beziehungen zwischen den slawischen Stämmen in Polen und in der Tschechoslowakei. In: *Munera archaeologica I*. Kostrzewski. Posen 1963, S. 377 ff.

⁴⁶⁾ *D. Biáleková*, Nové včasnoslavanské nálezy z juhozápadného Slovenska. (Neue frühslawische Funde aus der Südwestslowakei). In: *Slovenská Archeológia* 10, 1962, S. 97—148.

⁴⁷⁾ *A. Točík*, Význam posledných archeogických výskumov na Slovensku pre dejiny najstarších Slovanov a Veľkomoravskej ríše. (Die Bedeutung der letzten archäol. Forschungen in der Slowakei für die Geschichte der ältesten Slawen und des Großmährischen Reiches). In: *Historický časopis* 3, 1955, S. 412.

⁴⁸⁾ *B. Chropovský*, K otázke najstaršieho slovanského osídlenia na Slovensku. (Zur Frage der ältesten slawischen Besiedlung in der Slowakei). In: *Študijné zvesti archeologického ústavu Slovenskej Akadémie vied* 14, 1964, S. 44.



Entwicklungsschema der altslawischen Keramik in der südwestlichen Slowakei. Nach D. Bialeková, Študijné zvesti AÚSAV 6 1961, S. 127. (Datovanie — Datierung, Tvary mlad. doby rímskej a Ťťahovania národov — Spätromische und völkerwanderungszeitliche Formen, Staroslovanská keramika — Altslawische Keramik, Podunajský typ — Donautypus).

siedlung dokumentiere die erste slawische Einwanderungswelle, der Prager Typus und der gleichalte Donautypus repräsentieren bereits die zweite Welle.

Damit wollen wir die Wiedergabe der recht vielfältigen Ansichten tschechischer und slowakischer Forscher abschließen, obwohl da noch viele Versionen anzuführen wären. Andererseits dürften die angeführten Proben gezeigt haben, wie sorgfältig und unter wievielen Gesichtspunkten diese Forscher das Problem geprüft haben, wie wenig alle diese verschiedenen Deutungen begründet sind und wie sehr die einzelnen Auffassungen auseinandergehen.

Ursache dieser Zwiespältigkeiten und Fehlinterpretationen ist nur der unzureichende romantische Volksbegriff, mit dem die meisten Gelehrten darangehen, archäologische Tatbestände oder historische Nachrichten ethnisch zu deuten. Die

Völker, von denen in der Frühgeschichte die Rede ist, sind jedoch nicht mit jenen Komplexen identisch, wie man sie heute versteht, sondern umfassen nur die politisch maßgebenden Oberschichten und ihre nächste Umgebung. Wir haben das bereits in der Einleitung näher begründet und zu zeigen versucht, daß die historische Überlieferung mit dieser Auffassung viel besser zu verstehen ist, als wenn wir heutige Maßstäbe anlegen, nämlich die häufigen „Verlagerungen“ oder Wanderungen von Völkern, den Namenswechsel und das unvermittelte Verschwinden kleinerer oder größerer ethnischer Einheiten, die nicht biologisch, sondern lediglich als selbständige politische Verbände untergingen.

Die germanischen Völker, die in den ersten Jahrhunderten vor und nach Christus, besonders aber in der sog. Völkerwanderungszeit auszogen, um neue Wohnsitze zu gewinnen, suchten natürlich kein Ackerland, um es selbst zu bearbeiten, wie man einst meinte, sondern Ländereien mit einer wirtschaftlich starken ansässigen Bevölkerung, um auf dieser Grundlage gut und besser leben zu können; sie verwalteten Land und Leute und nahmen sie unter ihren Schutz, bis ihnen das streitig gemacht wurde oder sie selbst abwanderten. Diese vielleicht nicht immer und überall klar erkennbare germanische Lebensweise ist in den meisten Quellen schon für das erste nachchristliche Jahrhundert ersichtlich, nur wollte man es lange nicht wahrhaben, weil man sich im Banne romantischer Vorstellungen vielfach ein ganz anderes Bild von der germanischen Zeit machte.⁴⁹⁾

„Unter Mark Aurel“, so erklärt der beste Kenner der germanischen Frühzeit⁵⁰⁾, „hatten die [in Böhmen und Mähren ansässigen] Markomannen und Quaden Tausende von Menschen aus dem [römischen] Reichsgebiet geraubt, um sie als Arbeitskräfte zu verwenden, und entschlossen sich nur schwer, sie wieder herauszugeben. Die Kriege, die die Germanen in der Folgezeit unter sich und mit anderen Nationen führten, haben nicht zum geringsten Teile den Zweck gehabt, Sklaven und Hörige zu agrarischer Verwendung zu gewinnen. Menschenraub spielte auch später bei den Einfällen der Alemannen eine wichtige Rolle, und so konnte Kaiser Probus diesen erhebliche Abgaben an Getreide und Vieh auferlegen, was“, wie *L. Schmidt* meint, „unter den früheren wirtschaftlichen Verhältnissen nicht möglich gewesen wäre.“⁵¹⁾

Es ist sehr wahrscheinlich — und *L. Schmidt* deutet das auch an —, daß nicht bloß aus den römischen Provinzen Leute verschleppt wurden, sondern auch aus den östlichen Nachbarländern, daß also, z. B. in Böhmen und Mähren, in den germanischen Siedlungsagglomerationen und Wirtschaftskomplexen Leute verschiedener Herkunft als Knechte und Hörige arbeiteten und Güter erzeugten; auch diese Er-

⁴⁹⁾ Vgl. dazu *H. Dannenbauer*, Grundlagen der mittelalterlichen Welt. Stuttgart 1958, S. 121 ff. Vgl. auch *J. Kulischer*, Allgemeine Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. 1. Band. Darmstadt 1958, S. 16 ff.

⁵⁰⁾ *L. Schmidt*, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Die Ostgermanen. München 1934, S. 74.

⁵¹⁾ Diese Ausführungen stützen sich auf: Cassius Dio LXXI, 13, 16, 20, LXXII, 2. Ammianus Marcellinus XVII, 10, XVIII, 2. Julianus; Epistula ad Athenas, Scriptores Historiae Augusti XXVIII, 13 und 15.

zeugnisse fallen mit unter die germanische Hinterlassenschaft, obwohl, genau genommen, diese ethnische Klassifizierung nicht zu Recht besteht.⁵²⁾

Bis auf V. Hrubý⁵³⁾ scheint sich noch niemand ernstlich die Frage vorgelegt zu haben, wer eigentlich die in den germanischen Siedlungen reichlich vorhandenen keramischen Reste erzeugt hat. Es ist undenkbar, daß germanische Frauen selbst Tongefäße produzierten, denn alles, was in Haus und Hof benötigt wurde, fertigten Knechte und Mägde, die der sog. Volksschicht angehörten, was natürlich nicht bedeutete, daß auch sie germanischer Herkunft waren. In der Regel dürfte es sich um unterworfenen Einheimische und deren Abkömmlinge gehandelt haben, um herbeigeholte Provinziale oder um Angehörige anderer Volksgruppen, wie wir glauben, auch um Slawen. Selbstverständlich produzierten diese Leute in der ihnen geläufigen Weise. Die auffallende Zunahme provinzialrömischer Irdenerwaren, der Nachweis „provinzialrömischer“ Werkstätten in Mähren und das häufige Nacharbeiten „provinzialrömischer“ Tongefäße in primitiverer Technik lassen sich unter diesen Voraussetzungen ebenso leicht erklären wie die „provinzialrömischen“ Anklänge und die „germanischen“ Einflüsse in der späteren altslawischen Keramik, deren Vorformen ja bereits in „germanischen Wohngruben“ der spätrömischen Kaiserzeit erscheinen.⁵⁴⁾

Ob diese Auffassung der historischen Wirklichkeit im Grundsätzlichen näher kommt als die bisher geübten idealisierenden romantischen Interpretationen, wird wohl schon die nächste Zukunft zeigen, jedenfalls erscheint unsere Deutung plausibler als die bisher vertretene Annahme, nach der die slawischen Völker in mehr oder weniger geschlossenen Zügen oder truppweise nach Mitteleuropa gekommen sein sollen. Vermutlich sind die auftauchenden Fragen überhaupt nicht schematisch zu lösen, aber die Basis der nachmaligen bäuerlichen Kolonisation der Slawen scheinen eben doch die von germanischen Völkern verknechteten Schichten gelegt zu haben, in denen das slawische Element schließlich überwog. Diese Bevölkerungsschicht blieb ansässig und leistete nach den verheerenden Stürmen der Völkerwanderungszeit jene gewaltige Aufbauarbeit, die schon in wenigen Jahrhunderten so vielfältige und reiche Früchte trug.

Gegen diese Auffassung spricht freilich, daß wir aus der ältesten slawischen Zeit nur beigabenarme oder beigabenlose Brandgräber kennen⁵⁵⁾, während aus Böhmen und Mähren zur Völkerwanderungszeit fast ausnahmslos Körpergräber bekannt geworden sind. Das ist freilich ein gewichtiger Einwand, der sich nicht

⁵²⁾ R. von Uslar, Westgermanische Bodenfunde des ersten bis dritten Jahrhunderts n. Chr. aus Mittel- und Westdeutschland. Berlin 1938, S. 169: „Bei Behandlung der einzelnen Altsachen war es häufig nur schwer oder gar nicht zu entscheiden, ob es sich um germanische oder provinzialrömische Erzeugnisse handelt.“

⁵³⁾ V. Hrubý, Moravská sídlištní keramika I.—IV. stol. po Kr. (Le céramique dans les habitations moraviennes du I.—IV.^e siècle après J. Chr.). In: Eisnerov sborník (Historica Slovaca 5). Bratislava 1947, S. 127—134.

⁵⁴⁾ H. Preidel, Anfänge, 1. Teil, S. 41—54, Abb. 3—7, wo diese Frage breiter behandelt ist.

⁵⁵⁾ H. Preidel, Slawische Altertumskunde des östlichen Mitteleuropas im 9. und 10. Jahrhundert, 2. Teil, Gräfelfing bei München 1964, S. 13 ff.

ohne weiteres beiseite schieben läßt. Es wäre natürlich denkbar, daß die hörige Bevölkerung ihre Toten auf eigenen Gräberfeldern beigesetzt hätte. Daß wir in Böhmen und Mähren keine solchen Begräbnisplätze kennen, stünde dieser Deutung weniger entgegen als vielmehr die Tatsache, daß wir auch im merowingischen Westen einer solchen Sonderung nicht begegnen. Wahrscheinlich wurden im 5. und 6. Jahrhundert und auch noch später gemeinsame Friedhöfe benützt, auf denen sich die soziale Stellung der Beigesetzten in der verschiedenen Ausstattung der einzelnen Körpergräber ausdrückte.

In letzter Zeit mehrten sich in Böhmen die Fälle, daß mitten unter völkerwanderungszeitlichen Skelettgräbern, die Germanen zugeschrieben werden, auch einzelne Brandgräber zutage kamen, „und zwar in Gefäßen von ganz gewöhnlicher zeitgenössischer Form. Man kann sich gut vorstellen“, fährt B. Svoboda in seiner Schilderung⁵⁶⁾ fort, „daß bei verbesserten Beobachtungen solche Brandgräber öfters in Erscheinung treten können als bei den bisherigen Funden, die man manchmal nur als Rettungsgrabungen bezeichnen möchte. Bisher dürften solche Urnen, die ohne Beigabe zu sein pflegen, sehr leicht bloß für Grabgefäße aus den nebenan zerstörten Skelettgräbern gehalten worden sein.“

Diese Motivierung klingt ungemein plausibel, auch wenn die einzelnen Urnen nur Leichenbrandreste von Kindern enthalten zu haben scheinen, doch kennen wir vorläufig nur ganz wenige solche völkerwanderungszeitliche Brandgräber, zwei aus Tauschim (Toušeň), Bez. Brandeis⁵⁷⁾, eines aus dem langobardischen Gräberfeld bei Klutschow, Bez. Böhm. Brod⁵⁸⁾, während von den übrigen 8—10 genauere Fundberichte fehlen, so daß die jeweiligen Zusammenhänge heute nicht mehr feststellbar sind.⁵⁹⁾

Unter diesen Umständen erscheint es nicht mehr so völlig abwegig, den Grabbrauch der frühslawischen Periode mit den noch vereinzelt Brandgräbern des 5. und 6. Jahrhunderts in Böhmen in Verbindung zu bringen, zumal wir mit späteren slawischen Zuwanderungen, die den Brandritus noch verstärkt haben dürften, zu rechnen haben. Man kann demnach sagen, daß die grundsätzlichen Unterschiede zwischen dem völkerwanderungszeitlichen Grabbrauch und dem der frühslawischen Periode der oben entwickelten Auffassung nicht widersprechen, die nachmalige Besiedlung Böhmens und Mährens mit der vorausgegangenen germanischen Vorherrschaft zu verbinden, nur muß man eben den geläufigen Volksbegriff aufgeben und in unserem Sinn berichtigen. So gesehen, lösen sich auch viele andere Probleme, auf die in diesem Zusammenhang nicht näher eingegangen werden kann, in erster Linie die Frage der sog. Siedlungskontinuität.

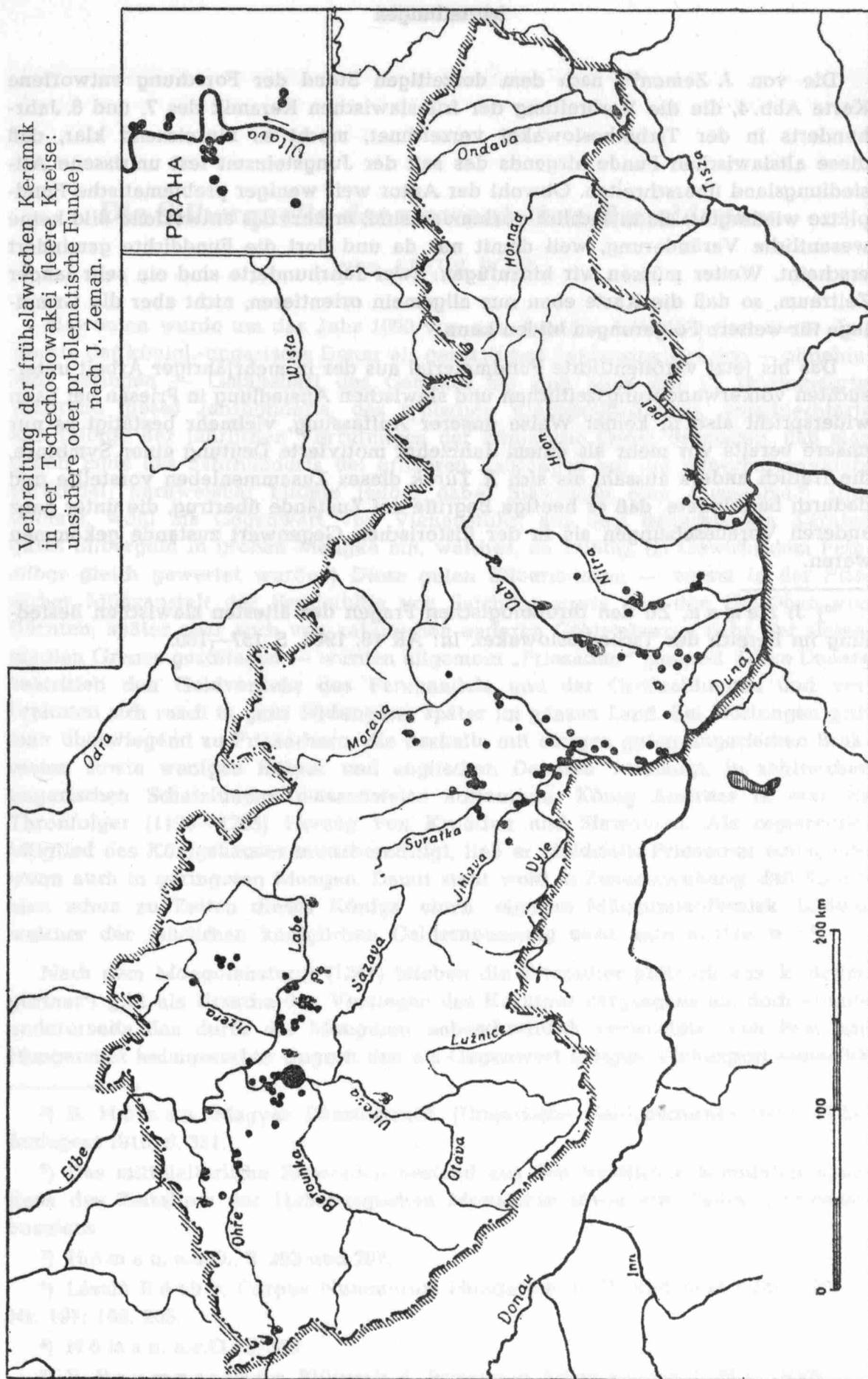
⁵⁶⁾ B. Svoboda, Čechy v době stěvování národů. (Böhmen in der Zeit der Völkerwanderung). Prag 1965, S. 332.

⁵⁷⁾ L. Hájek, Hroby z doby stěvování národů v Toušeni. (Gräber aus der Zeit der Völkerwanderung in Tauschim). In: PA 37, 1931, S. 14 ff., Abb. 6, 10.

⁵⁸⁾ J. Kudrnáč, Pohřebiště z doby stěvování národů v Klučově. (Ein Gräberfeld aus der Zeit der Völkerwanderung in Klutschow). In: AR 4, 1952, S. 111 Abb. 69 rechts unten.

⁵⁹⁾ B. Svoboda, Čechy, S. 65 (Radobschitz, Bez. Pilsen), 136 (Umgebung von Laun), 254 f. (Nebowid, Bez. Kolin) und 261 Taf. 34, 1 (Prag-Michle, Gasanstalt).

Verbreitung der frühslawischen Keramik
 in der Tschechoslowakei (leere Kreise:
 unsichere oder problematische Funde),
 nach J. Zeman.



Die von J. Zeman⁶⁰⁾ nach dem derzeitigen Stand der Forschung entworfene Karte Abb. 4, die die Verbreitung der frühslawischen Keramik des 7. und 8. Jahrhunderts in der Tschechoslowakei verzeichnet, macht es hinreichend klar, daß diese altslawischen Funde nirgends das seit der Jungsteinzeit fest umrissene Alt-siedlungsland überschreiten. Obwohl der Autor weit weniger problematische Fundplätze wiedergibt, als tatsächlich vorhanden sind, erfährt das entworfene Bild keine wesentliche Veränderung, weil damit nur da und dort die Funddichte gemindert erscheint. Weiter müssen wir hinzufügen: zwei Jahrhunderte sind ein sehr langer Zeitraum, so daß die Karte eben nur allgemein orientieren, nicht aber die Grundlage für weitere Folgerungen bilden kann.

Das bis jetzt veröffentlichte Fundmaterial aus der in mehrjähriger Arbeit untersuchten völkerwanderungszeitlichen und slawischen Ansiedlung in Priesen bei Laun widerspricht also in keiner Weise unserer Auffassung, vielmehr bestätigt es nur unsere bereits vor mehr als einem Jahrzehnt motivierte Deutung einer Symbiose, die freilich anders aussah, als sich R. Turek dieses Zusammenleben vorstellte und dadurch begründete, daß er heutige Begriffe auf Zustände übertrug, die unter ganz anderen Voraussetzungen als in der historischen Gegenwart zustande gekommen waren.

⁶⁰⁾ J. Zeman, Zu den chronologischen Fragen der ältesten slawischen Besiedlung im Bereich der Tschechoslowakei. In: AR 18, 1966, S. 157—189.

Die Silberquelle der slawonischen Banaldenare

von ARTUR POHL

Slawonien wurde um das Jahr 1090 von den Árpáden besetzt.¹⁾ Seit dieser Zeit deckte der königl.-ungarische Denar als gesetzliches Zahlungsmittel den — ohnehin sehr geringen — Geldbedarf des Gebietes bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Während dieses Jahrhunderts, des typischen Kleingeldzeitalters, verschlechterte sich infolge der jährlichen Verrufungen der königliche Denar dermaßen, daß man gegen Ende des Jahrhunderts bei größeren Zahlungen auf die Silberbarrenvaluta zurückfiel; nachweisbar bildete jedoch dabei Slawonien eine Ausnahme.²⁾ Hier strömte, wohl als Gegenwert von Viehausfuhr, aus dem benachbarten Kärnten gutes Silbergeld in großen Mengen ein, welches, da 15lötig, im Gewicht dem Feinsilber gleich gewertet wurde.³⁾ Diese guten Silbermünzen — zuerst in der Friesacher Münzanstalt der Erzbischöfe von Salzburg sowie von den Herzogen von Kärnten, später aber auch von zahlreichen anderen Gebietsherren nahe der slawonischen Grenze geschlagen — wurden allgemein „Friesacher“ genannt. Diese Denare bestritten den Geldverkehr des Fernhandels und der Großzahlungen und verbreiteten sich rasch in ganz Südungarn, später im ganzen Land. Bei Hortungen griff man überwiegend zu Friesachern, die deshalb, mit einigen guten ungarischen Brakteaten sowie wenigen Kölner und englischen Denaren vermenget, in zahlreichen ungarischen Schatzfunden massenweise auftauchen. König Andreas II. war als Thronfolger (1196—1205) Herzog von Kroatien und Slawonien. Als regierendes Mitglied des Königshauses münzberechtigt, ließ er gleichfalls Friesacher schlagen⁴⁾, wenn auch in geringeren Mengen. Damit steht wohl in Zusammenhang, daß Slawonien schon zu Zeiten dieses Königs einen eigenen Münzumlaufbezirk bildete, welcher der jährlichen königlichen Gelderneuerung nicht unterworfen war.⁵⁾

Nach dem Mongolensturm (1241) blieben die Friesacher plötzlich aus. E. Baumgartner⁶⁾ gibt als Ursache das Versiegen des Kärntner Bergsegens an, doch konnte andererseits das durch die Mongolen unbeschreiblich verwüstete, von Pest und Hungersnot heimgesuchte Ungarn den als Gegenwert nötigen Viehexport sicherlich

¹⁾ B. H ó m a n, Magyar Pénztörténet. [Ungarische Geldgeschichte 1000—1325]. Budapest 1916, S. 331.

²⁾ Das mittelalterliche Slawonien bestand aus den westlichen Komitaten Kroatiens des Zeitalters der Habsburgischen Monarchie sowie aus Teilen Nordwestbosniens.

³⁾ H ó m a n, a.a.O., S. 293 und 297.

⁴⁾ László R é t h y, Corpus Nummorum Hungariae, I—II, Budapest 1899—1907, I, Nr. 197, 198, 203.

⁵⁾ H ó m a n, a.a.O., S. 333.

⁶⁾ E. B a u m g a r t n e r, Blütezeit d. Friesacher Münzprägung I (N.Z. 1949).

nicht stellen. Es dauerte lange Jahre, bis sich das Land soweit erholte, daß gutes Silber wieder gefragt war.

Zu jener Zeit spielte der Banus von Slawonien, *Stefan*, aus dem Geschlecht *Gutkeled* (1248—1260)⁷⁾, eine wichtige Rolle. Er war in den Jahren 1254—1258 gleichzeitig Landeskaptän der vorübergehend an Ungarn gefallenen Steiermark und schlug als solcher auch Münzen für das steirische Gebiet.⁸⁾ Sicherlich auf Initiative des Königs *Béla IV.*, der gegen den Verkehr der Friesacher war, errichtete er — wobei ihm seine Erfahrungen zu gute kamen — den Münzort Pakrac in der Nähe seines Grundbesitzes Brest'anovce im Komitat Kőrös (Križevci); auch diese Stadt hatte er gegründet. In Pakrac also ließ er den Friesachern gleichwertige, 15lötige Münzen schlagen, die deutlich Kärntner Einfluß zeigen und der Geldverfälschung nicht unterlagen.⁹⁾ Sie wurden Banaldenare (báni denárok) genannt.

Das in großen Mengen geschlagene gute Geld verbreitete sich auch außerhalb des Gebiets der slawonischen Kammer rasch, besonders in den sich jetzt neu belebenden Ostgebieten Ungarns, ja auch jenseits der Karpaten, wo die nach dem Abzug der Kumanen ins menschenarme Gebiet in großer Zahl einwandernden Walachen¹⁰⁾ dieses Geld verwenden lernten, so daß das Kleingeld Rumäniens noch heute Bani genannt wird.

Woher nahm *Gutkeled* das Silber zu dieser großangelegten Prägung? Aus dem fernen Nordungarn oder Siebenbürgen sicherlich nicht. Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir einen Blick auf die geschichtlichen Ereignisse dieser Zeit werfen. König *Béla IV.* verdankte seine Rettung aus der Vernichtungsschlacht bei Muhi dem Umstand, daß er seinen Fluchtweg auf einem riesigen Umweg durch die Karpatenwälder nahm. Er erkannte dabei, daß sich die Bevölkerung vor den mordenden, berittenen Mongolen bloß in waldige, gebirgige Gegenden retten konnte. Jahrzehnte hindurch mußte er mit dem Wiedererscheinen der Mongolen rechnen, deshalb siedelte er das sich erholende Volk möglichst in den Flußtälern des Randgebirges an und organisierte die Gebiete des bisher vernachlässigten Bergrahmens des Karpatenbogens.

Auch den noch unorganisierten, schwach besiedelten Südrand des Beckens ließ er mit Hilfe seines durch die Mongolen aus Galizien verjagten slawischen Verwandten *Ratislav* einbeziehen. Aus diesem Grenzgebiet wurden 1260 die Grenzbanate Usora, Só (Tuzla) und Macsó (Mačva) geschaffen¹¹⁾, deren erster Banus, *Ákos Ernye*, 1243/44 die vor den Mongolen auf bulgarisches Gebiet geflüchteten

7) *Luschin* gab irrtümlich *Zrinyi* an; die *Guth-Keled's* sind in der „Bilderchronik“ vom 14. Jh., S. 31, als vornehmes, aus Meissen stammendes Geschlecht angeführt. Der Ahne flüchtete, daheim zu Tode verurteilt, mit 60 gepanzerten Rittern nach Ungarn, wurde von König *Géza II.* gut aufgenommen und mit großen Gütern belehnt.

8) *Réthy*, a.a.O., I, Nr. 356.

9) *Čiro Truhelka*, Die slavonischen Banaldenare. — Wissenschaftl. Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegovina. VI. Wien, 1899.

10) *Hóman*, a.a.O., S. 335, Fußnote 4.

10) *Alexander Randa*, Der Balkan — Schlüsselraum d. Weltgeschichte, Graz 1941.

11) *Hóman-Szekfü*, Magyar Történet [Ung. Geschichte], II. Budapest, o.J., S. 169.

Kumanen und Jazygen im entvölkerten Theißgebiet ansiedeln half. Auch sächsische Bergleute aus Siebenbürgen flüchteten damals in die innerbalkanischen Gebiete. Mit Hilfe einer Gruppe von ihnen eröffneten die Fürsten Rasciens 1254 das Silberbergwerk Breskovo an der Tara, dessen Ertrag die Grundlage der mittelalterlichen serbischen Silberprägung bildete.¹²⁾

Zur selben Zeit (1254) begann eine andere Gruppe sächsischer Bergleute den Bergbau in den schon von den Römern benützten Silbergruben von Srebrenica (Szrebernyik) bei Tuzla, im transsavischen ungarischen Grenzbanat, wieder aufzunehmen, sicherlich im Zusammenhang mit der 1255 beginnenden Banaldenar-Prägung *Stefan Gutkeleds*. Die reichen Erträge dieses Bergwerkes — welches noch zur Zeit der Monarchie betrieben wurde¹³⁾ — konnte wohl auf lange Zeit die Grundlage der Banaldenarprägung bilden.

Srebrenica und die Grenzbanate allgemein wurden vor der Türkeneroberung noch nicht zu Bosnien gerechnet, obwohl diese öfters als Lehen gemeinsam mit Bosnien verwaltet wurden. Dies ist auch aus dem Wortlaut des alten Berggesetzes „Kanun sas“ *Soliman* des Gesetzgebers ersichtlich, in welchem zwischen „Bergwerken zu Srebrenica und solchen in Bosnien“ unterschieden wurde.¹⁴⁾

Nach 110 Jahren (1364), während der Herrschaft des Anjoukönigs *Ludwig des Großen*, wurde die Banaldenarprägung eingestellt. Der Kammergraf der benachbarten Fünfkirchner-Syrmischen (Pécs-Szerémer) Münzkammer, der tüchtige *Jakob Szerecsen de Mesztegyne*, vormals Apotheker, organisierte seine Kammer so vorzüglich, daß er im Laufe seiner Amtszeit den Großteil der königlichen Denarprägung an sich ziehen konnte¹⁵⁾ und schließlich — ein einmaliges Ereignis in der Geschichte der ungarischen Münzprägung — sein Münzzeichen, der Sarazenenkopf, zum allgemeinen Münzbild wurde.¹⁶⁾ Wahrscheinlich ist es seinem großen Einfluß am königlichen Hofe zuzuschreiben, daß die Banaldenarprägung eingestellt wurde und er

¹²⁾ Balduin S a r i a, Die Entwicklung des altserbischen Münzwesens. — Südost-Forschungen XIII, 1954, S. 39.

¹³⁾ Milenko F i l i p o v i ć, Das Erbe der mittelalterlichen sächsischen Bergleute in den südslawischen Ländern. — Südost-Forschungen XXII, 1963, S. 229. — Das Hauptgebäude der Bergwerksverwaltung in Srebrenica wurde noch 1427 „polata“ also ung. „palota“ genannt.

¹⁴⁾ Mihajlo D i n i ć, Za istorija rudarstva u srednje vekovno Srbiji i Bosni I. Beograd 1955. [Zur Geschichte des Bergbaues im mittelalterlichen Serbien und Bosnien]. — Nach freundlicher Mitteilung Herrn Prof. Sarias wurde jetzt eine ältere serbische Fassung des „Kanun sas“ bekanntgegeben.

¹⁵⁾ D. M. M e t c a l f, Coinage in the Balcans 820—1355, Thessaloniki 1965, S. 131.

¹⁶⁾ *Jakob Szerecsen* war schon seit den ersten Regierungsjahren *Ludwigs I.* Kammergraf der vereinigten Fünfkirchner-Syrmischen Münzkammer. Die Pachtsumme stieg (1342) von 1500 Mark auf (1345) 3300 Mark, übertraf schließlich die der Hauptprägestalt Buda (2000—2500 Mark). Die Krönung seiner Tätigkeit war der „Sarazenedenar“ (Réthy, a.a.O., II, Nr. 89) mit Umlaufszeit ca. 1373—1382, der zum überwiegenden Teil in seiner Kammer geprägt wurde, da nur ein kleiner Teil Münzzeichen anderer Kammern trägt. Zu dieser Zeit war *Szerecsen* schon Oberkammergraf aller Kammern.

so den Bergsegen des Grenzbanats für seine „Sarazenenendare“ verwenden konnte, die er in riesigen Mengen in Umlauf setzte.

Nach dem Tode König *Ludwigs* kamen für die südlichen Gebiete stürmische Zeiten. Die verfehlte Politik der Königinnen sowie die vom Papst unterstützten Thronansprüche der neapolitanischen *Anjous* verursachten eine Kette von Revolutionen und Bürgerkriegen und führten zum wiederholten Abfall der Südgebiete von *Sigismunds* Herrschaft. Zu den inneren Kämpfen kam bald die Gefahr der näher-rückenden Türken, Südungarn — wie auch die Ostalpenländer — erlebten die ersten Türkeneinfälle. Die Münzprägung der südlichen Kammern ging derart zurück, daß *Sigismund*, als er zum Ersatz der ausgefallenen Kammern 1430 in Preßburg eine neue Münzkammer gründete, dieser in seiner Verordnung¹⁷⁾ unter anderen Gebieten auch Slawonien als Pagamentgebiet zuweisen konnte; ein Zeichen dafür, daß die slawonische Münzkammer nicht mehr in Aktion war. In derselben Verordnung wird die Möglichkeit des Silbereinkaufes durch Kaufleute aus den „Nebengebieten“ sowie aus Rascien betont.¹⁸⁾

Hinsichtlich der Silberversorgung war die Slawonische, sodann die Fünfkirchner-Syrmische Kammer also ausschließlich auf den Ertrag der Bergwerke der transsavi-schen Grenzbanate angewiesen, deren Ausfall die Tätigkeit dieser Münzkammern alsbald lahmlegte. Dadurch verlagerte sich noch zu Zeiten König *Sigismunds* das Schwergewicht der ungarischen Silbergeldprägung in die nordkarpatischen Münzkammern — Kremnitz, Nagyánya. Kremnitz wurde damals Hauptmünzort Ungarns. Die Grenzbanate kamen bald danach samt Bosnien in türkische Hände. Die meisten sächsischen Bergleute wanderten aus, der Rest slawisierte sich in den unter den Türken weiter vegetierenden Bergwerken.

¹⁷⁾ G. Fejér, *Codex diplomaticus Hungariae*, I—X, Buda 1829—1842, Tom. X, Vol. VIII. . . . Item volumus vt in Comitatibus . . . et in Provinciis Regni nostri Sclavonie . . . nullus alter audeat, seu presumat argentum et florenos auri, nec non Monetas quascunque emere, seu cambire quoquo modo, sub poena ablationem eorundem, nisi Cives nostre praenotati . . .

¹⁸⁾ Ebda., . . . Et si aliqui homines, seu mercatores de Partibus inferioribus, puta de Rascia, vel aliunde ad hanc Civitatem nostram Poseniensem aliquod argentum causa venditionis, seu cambii portaverint, extunc etiam tales huiusmodi argentum ad dictam cameram nostram Poseniensem ipsis Civibus nostris et nemini alteri pro pretio condigno dare et assignare teneantur . . .

Feldmarschall Graf Steinville und die Walachei

Von GUNTHER FRHR. V. PROBSZT (Graz)

Es ist merkwürdig, daß ein Mann, der in der Zeit des *Prinzen Eugen* eine so beachtenswerte Wirksamkeit entfaltete, noch keinen Biographen gefunden hat. Immerhin hielten ihn seine Zeitgenossen für wert, ihn in mehreren Medaillen zu verewigen. Und zwar hauptsächlich wegen der von ihm vollzogenen Gründung der Festung Karlsburg in Siebenbürgen, auf die wir im Verlaufe dieser Kurzbiographie noch zurückkommen werden.

Der Graf scheint aus Lothringen zu stammen, denn in einem Briefe des *Prinzen Eugen*, den er während des spanischen Sukzessionskrieges aus Treviglio am 9. Oktober 1705 an den Hofkriegsrat in Wien richtete, heißt es, er habe keine Bedenken, wenn sich der Generalwachtmeister *Comte Steinville* auf 3—4 Monate nach Lothringen begeben.¹⁾

Erwähnt wird *Steinville* zum ersten Male als Obrist des nach ihm benannten Kürassierregimentes, das, 1690 errichtet, vor ihm den Namen des Generalwachtmeisters *Ludwig von Bassompierre* trug. *Steinville* (oder *Stainville*) wurde 1704 Generalwachtmeister, 1705 Feldmarschalleutnant, 1710 General der Kavallerie und 1717 Feldmarschall. 1720 ist er gestorben; im gleichen Jahr wurde auch sein Regiment aufgelöst.²⁾

Wir finden *Steinville* in den Jahren 1708 und 1709 in Oberungarn im Kampfe gegen die ungarischen Insurgenten *Franz Rákóczi* oder, wie sie sich selbst nennen, „Conföderierten“. Sie standen damals unter den Befehlen des *Ladislaus Ocskay*. *Steinville* war zu jener Zeit Kommandant eines Teiles der gegen die Ungarn eingesetzten Reiterei, mit der er zuerst bei Skalitz an der March stand, während das Gros der kaiserlichen Truppen an der mittleren und unteren Waag postiert war. Als im Februar 1708 Feldmarschalleutnant *Max Graf Starhemberg* einer streifenden Kuruzzentruppe in die Hände fiel, übernahm *Steinville* den Befehl an der Waag.³⁾ Bei Schluß der Kampagne dieses Jahres hatten die Kaiserlichen den Feind schließlich von der Waag bis an die Gran zurückgeworfen. Am linken Donauufer führte nunmehr General der Kavallerie *Johann Graf Pálffy* das Kommando. Seine Truppen standen an der oberen und mittleren Gran in einer Postierung, in der die Orte Schemnitz, Kremnitz, Alt- und Neusohl, Szentkereszt und Szentbenedek die Hauptstützpunkte bildeten. *Steinville*, nunmehr Feldmarschalleutnant, hatte zwischen Waag und Neutra Bán, Nagy-Tapolcsán, Pereszlény, Neutra und mehrere kleinere

¹⁾ Feldzüge des Prinzen Eugen (abgekürzt: FZE.), hrsg. vom k. k. Kriegsarchiv, Bd. VII, Wien 1881, Nr. 272 des Hauptteiles und S. 429 des die Briefe Eugens umfassenden Supplements (Suppl.).

²⁾ FZE. I, Wien 1876, Beilage B., Übersichts-Tabelle der Kürassier-Regimenter.

³⁾ FZE. X (Serie II/1), Feldzug 1708, Wien 1885, S. 105.

Orte besetzt. Unter den ihm untergebenen Truppen befanden sich auch 6 Eskadronen seines Kürassierregimentes.⁴⁾

Im Jahre 1710 wurde *Steinville* aus Oberungarn abberufen und zum Nachfolger des am 14. Februar verstorbenen Feldzeugmeisters *Georg Friedrich Freiherrn von Kriechbaum* zum Oberkommandanten von Siebenbürgen ernannt. Am 16. Mai reiste *Steinville* auf der Donau von Wien nach Peterwardein, „von wannem er sich weiter nach seinem Commando verfügte, auch für seine Person glücklich in Hermannstadt anlangte; aber seine auf der Theiß fortzubringende Bagage hatte das Unglück bey Montorlack (?) zu scheitern, wobey 10 Personen, des *Steinville* Hofmeister, auch ein Münzmeister sammt Frau und 4 Kindern eroffen, und die Ladung bis auf Geld und Kleinodien gänzlich verloren ging.“⁵⁾

Bald nach Antritt seines neuen Dienstes zum General der Kavallerie ernannt, fiel *Steinville* sogleich die verantwortungsvolle Pflicht zu, seine Truppen aus den von einer heftigen Pest befallenen Orten noch rechtzeitig herauszuziehen. Seine wichtigste militärische Aufgabe aber war, die längst geplante Diversion aus Siebenbürgen gegen die obere Theiß zu unternehmen, um den Feind in die Enge zu treiben und der Rebellion ein baldiges Ende zu bereiten. Sie wurde auch befehlsgemäß durchgeführt, ohne indessen eine entscheidende Änderung der Lage zu bewirken.

Noch vor dem Eintreffen *Steinvilles* in Siebenbürgen, wo der Feldmarschallleutnant Graf *Hercules Pius Montecuccoli* seit dem Tode *Kriechbaums* ad interim das Kommando führte, zeigte es sich, daß sich nunmehr auch an der Ostgrenze eine gefährliche Lage abzuzeichnen begann, indem sich in der benachbarten Moldau Truppen sammelten, die sich den ungarischen Conföderierten unter Umständen anschließen und so das bisher Errungene wieder in Frage stellen konnten. Es erging daher sofort der Befehl, allen Ein- und Durchbruchversuchen mit Gewalt entgegenzutreten.⁶⁾

Nach dem Friedensschluß bei Sathmar 1711 und der Auflösung des größten Teiles der Rebellenarmee erwartete *Steinville* eine neue Aufgabe. Siebenbürgen befand sich damals gleich Ungarn in keiner beneidenswerten Lage. Pest, Viehfall und Heuschrecken sowie das im Frühjahr 1713 anhaltende Regenwetter verursachten schweren Notstand. „Überdies gereichte die vom Landtag autonom gehandhabte Verwaltung umso weniger zum materiellen Vorteil der Einwohner, weil diese Körperschaft, statt dem Wohle des Landes zu dienen, die Zeit mit nationalen und konfessionellen Zänkereien und Eifersüchteleien vergeudete und die eigentliche Administration gewissenlosen Organen überließ.“⁷⁾ Am 25. Juli 1712 erhob *Steinville* in einem Bericht die schwersten Anklagen gegen diese Zustände: „... zumalen die Officianten unter sich, als ob das Land ihr Eigentum wäre, zu ihrem Nutzen und Wucher unerlaubt Mißwirtschaft treiben, die Ihrigen von den Auflagen befreien, anderen die Last aufdrängen, die Armut unterdrücken und sich dadurch bereichern, worauf endlich bei diesen der Übermut, bei jenen die Erbitterung

⁴⁾ FZE. XI (II/2), Feldzug 1709, Wien 1886, S. 230 f.

⁵⁾ Johann Heinrich Zedler, Großes vollständiges Universallexikon aller Wissenschaften und Künste, Bd. 39, Leipzig und Halle 1744, Kolumne 1734.

⁶⁾ FZE. XII (II/3), Feldzug 1710, Wien 1887, S. 54 und 547 ff.

⁷⁾ FZE. XV (II/6), Feldzug 1713, Wien 1892, S. 50.

wider die deutsche Nation, welche den Namen und Haß tragen, mithin der Deckmantel dieser gewissenlosen Aktionen sein muß . . .“

Karl VI. ließ daher im Dezember 1712 diesen korrupten Landtag auflösen; bis zur endgültigen Regelung der Verwaltung aber wurde *Steinville* als kaiserlicher Generalkommissär des Landes eingesetzt. Der Kaiser hätte keinen besseren Mann finden können. Denn wenn auch nicht auf lange Dauer, so wirkte sich doch dieser militärische Einfluß sehr günstig aus. Aber es ging um mehr als bloß um Mißstände in der Verwaltung. War es doch bekannt, „daß der übelgesinnte Teil der Landbevölkerung das kaiserliche Dominat abschütteln“ wollte und daß überdies auch die „Sächsische Nation, die doch sonst jedermann in der Devotion hier den anderen Patrioten den Rang disputieren will“, in dem Verdachte stand, mit dem unruhigen Schwedenkönig *Karl XII.* in geheimer Verbindung zu stehen. Das Land war nur von 9 Bataillonen und 18 Eskadronen besetzt; eine sehr geringe Truppenanzahl, weshalb *Steinville* auf Stärkung des Militärwesens wie auch auf den Ausbau der projektierten Befestigungen drängte, „weil der Glimpf bei diesen Leuten wenig verfangt und man materielle Kraft braucht, um sie im Zaume zu halten.“⁸⁾

Zu allen diesen Schwierigkeiten kam noch, daß der Wiener Hofkriegsrat bekanntlich keine bewegliche, expeditiv Behörde war, die zudem alles selbst entscheiden wollte und den weit entfernten Kommandostellen kaum eine Initiative zugestand.

Der dreizehnjährige Krieg um den Besitz Spaniens hatte durch die Friedensakte von Utrecht, Rastatt und Baden endlich seinen Abschluß gefunden, die dem Sukzessionskrieg gleichgeschaltete ungarische Rebellion war nach schweren Kämpfen, die auf Kosten des Krieges im Westen gegangen waren, unterdrückt worden. Aber schon drohte ein neuer Konflikt im Osten: die türkischen Erfolge gegen die Venezianer auf der Halbinsel Morea konnten nicht gleichgültig hingenommen werden. Ein Schutz- und Trutzbündnis mit der Serenissima kam zustande; wenig später forderte der Kaiser den Großwesir zu einer Erneuerung des Friedens von Karlowitz (1699) auf. Die Pforte ließ diese Mahnung jedoch unbeantwortet und brachte ein Aufgebot von 200 000 Mann auf die Beine, das gegen Belgrad vorrücken sollte. Ein gewaltiges Heer also, dem Osterreich zwar nur 65 000 Mann entgegenstellen konnte, die jedoch unter dem Oberbefehl des Siegers von Zenta, des Prinzen *Eugen von Savoyen*, standen.

Auch in Siebenbürgen hatte man schon seit 1715 für diesen Waffengang zu rüsten begonnen, allerdings nur im Rahmen eines Nebenkriegsschauplatzes, dem indessen eine wichtige Rolle zufiel, weil er die linke Flanke der kaiserlichen Truppen vor Einbrüchen aus dem Osten zu schützen hatte. In Siebenbürgen befanden sich im ganzen nur drei Regimenter zu Fuß und vier zu Pferd.⁹⁾ Dafür besaß es seit kurzem eine Hauptfestung in Karlsburg.

Wir wissen nur wenig über ihre Entstehungsgeschichte. Ihr Bau soll nach einem vom *Prinzen Eugen* eigenhändig unterzeichneten Plan unter Aufsicht *Steinvilles* und des damaligen Gouverneurs von Siebenbürgen, des Grafen *Sigmund Kornis*, im Jahre 1715 begonnen worden sein. Mit der Ausführung war der Ingenieur

⁸⁾ Ebda.

⁹⁾ FZE. XVI (II/7), Feldzug 1716, Wien 1891, S. 80 ff. (Kriegsvorbereitungen in Siebenbürgen und der Militärgrenze).

Freiherr von Weiß betraut; 1738 wurde die Arbeit vorläufig abgeschlossen, aber nie dem Plane gemäß vollendet.¹⁰⁾ Es scheint, daß *Steinville* es war, der den Festungsbau angeregt hat, um den Besitz des durch seinen Goldreichtum auch materiell wertvollen Landes zu sichern. Im übrigen befanden sich die wichtigsten Goldbergwerke, das Siebenbürgische Erzgebirge, zwischen den Flüssen Aranyos und Maros fast in unmittelbarer Nähe der neuen Hauptfestung. Unablässig drohten dem Lande Einfälle der Türken und Tataren, denen man nur die befestigten Städte und die berühmten sächsischen Kirchenkastelle entgegenzusetzen hatte, während das Land selbst schutzlos dalag, weil es eben an festen militärischen Stützpunkten fehlte. So wurde denn aus dem alten Weißenburg oder Alba Julia, dessen Geschichte auf das alte Apulum der Römer zurückgeht, eine Hauptfestung, über die der Wiener Hofkriegsrat am 14. Dezember 1715 an den Kaiser berichtete: „Es hat dem Hofkriegsrat der in Siebenbürgen dermahlen commandierende General von der Cavallerie Comte de Steinville jüngsthin die Anzeige gethan, das er selber am Fest des heiligen Caroli Boromaei [4. XI.] alß Euer kayserlichen Majestät gloriwürdigsten Nahmenstag zu Weissenburg an der Caroli-Bastion in Gegenwarth der darinnigen Landguberny auch deren vornehmern Militärofficieren unter besonderer Solennität den ersten Stein und unter solchem eine goldene Medaille . . . geleyet, auch darbey, daß dermahlige Weissenburg seu Albam Juliam füröhin Carlsburg und auf Latein Carolinam zu benahmsen angetragen und würcklich den Anfang darmit gemachet habe.“ Der Hofkriegsrat schlug schließlich noch vor, „das umb willen besagte Statt versus orientem et Graeciam gelegene selbe auf Teutsch zwar den Nahmen Carlsburg, auf Latein aber anstatt Carolina in daß khünfftige Carliopolis zu führen hette“, welchem Antrag der Kaiser sein Placet erteilte.¹¹⁾

Daß der Festungsplan vom *Prinzen Eugen* gebilligt worden war, zeigt, daß er nunmehr auch Siebenbürgen in sein strategisches Kalkül einbezogen hatte. Mit dem Jahre 1716 aber beginnt — wenn auch nur auf schriftlichem Wege — ein sehr reger Gedankenaustausch zwischen den beiden Männern. *Steinville* war damals auch dem Prinzen unterstellt worden, um ein einheitliches Vorgehen in der Zukunft

¹⁰⁾ Ignaz Lenk von Treuenfeld, Siebenbürgens geographisches, topographisches, statistisches, hydrographisches und orographisches Lexicon, II, Wien 1831, S. 213. Hier auch die Inschrift dieses Grundsteins in Form eines Cronostichons.

¹¹⁾ Ich verdanke die Kenntniss dieses Berichtes meinem leider allzufrüh verstorbenen Studienkollegen am Institut für österreichische Geschichtsforschung Univ.-Prof. Dr. *Heinz Zatschek*, Direktor des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien. — Die erwähnte Medaille wurde von zwei verschiedenen großen Stempeln (ϕ 36 und 25 mm) geprägt, die der Eisenschneider der Karlsburger Münzstätte *Karl Joseph Hoffmann* geschnitten hatte. Es gibt Exemplare in Gold, Silber und Zinn. Die Medaille zeigt eine Ansicht der neuerbauten Festung, über der ein Adler schwebt, und auf der Rückseite 9 Zeilen Schrift über sieben von Burgen bekrönten Bergen. Eine genaue Beschreibung bei *Adolf Resch*, Siebenbürgische Münzen und Medaillen von 1538 bis zur Gegenwart, Hermannstadt 1901, Nr. 117/22. Das Bildnis *Steinvilles* zeigt eine Silbermedaille ohne Jahr, ebenfalls von *Hoffmann*, deren Rückseite eine mit Trophäen geschmückte Pyramide enthält (ebda., Nr. 123), während eine andere (von *Georg Schuler*, ebda., Nr. 124) das Wappen des Grafen (in Gold ein rotes Ankerkreuz) und auf der Rückseite eine Landschaft mit sieben Burgen zeigt.

zu gewährleisten. Die hin- und hereilenden Kuriere hatten dabei einen weiten, durch zahlreiche Flußläufe und Gebirgsketten erschwerten Weg zurückzulegen.¹²⁾

Am 11. April 1716 hatte der Kaiser dem Grafen geschrieben und ihm allgemeine Direktiven für das Verhalten der Streitkräfte in Siebenbürgen erteilt. Der Monarch ging dabei von der Ansicht aus, daß dem Lande die größte Gefahr von einem Durchmarsch türkischer und tatarischer Streitkräfte drohe, die zu der Hauptarmee in und bei Belgrad stoßen wollten. Er hoffe, schreibt er, daß die in Siebenbürgen dislozierten Truppen „durch Bewirkung des Herrn Generals vernünftige Anordnungen und vorsichtige Tapferkeit“ imstande sein würden, das Land vor einer „Devastation“ zu bewahren. Das war angesichts der zur Länge der Grenzen verhältnismäßig viel zu kleinen Truppenmacht und der dadurch bedingten langwierigen Truppenverschiebungen eine äußerst schwierige Aufgabe. Zwar wurde *Steinville* bedeutet, daß, wenn sich eine größere feindliche Macht gegen Siebenbürgen wenden sollte, er mit „angemessener Hilfe“ von der Hauptarmee rechnen könne. Aber der Prinz geizte in Erwartung der großen Ereignisse begreiflicherweise mit jedem Mann, und so war dieses voreilige Versprechen a priori kaum mehr als eine schöne Phrase. Denn es folgte — mit Ausnahme eines einzigen Falles — das gerade Gegenteil: nicht der Generalissimus kam Siebenbürgen zu Hilfe, sondern umgekehrt, wengleich es sich dabei nur um zweitrangige militärische Belange handelte, für die *Eugen* seine eigene Armee nicht schwächen wollte. Es gab zwar nie Differenzen zwischen den beiden Befehlshabern, aber *Eugen* betrachtete die Lage in Siebenbürgen viel optimistischer als sein mit dem Lande innig vertrauter Kommandant, dessen besorgter Pessimismus im übrigen doch stets Lügen gestraft wurde. Um auf den Brief des Kaisers nochmals zurückzukommen, so heißt es darin weiter, es käme „auf des Herrn Generals Prudenz hauptsächlich an, ob nicht die Umstände, eine oder die andere Besatzung wenigstens zeitweise zu vermindern und dadurch eine zahlreichere Infanterie zu dem Corpo zu ziehen, so desto mehrers erforderlich ist weil selbes für sich selbst allein gegen einen andringenden Feind sich mit zulänglichen Kräften wenden oder mit der Hauptarmee de concerto offensiv operiren, oder soferne in die Nähe käme, sich damit sogar zu conjugiren hätte.“¹³⁾

Steinville hielt jedoch die Ausscheidung eines Korps für offensive Zwecke für schwierig. Er wollte lieber mit verstärkten Garnisonen die aufrührerischen Elemente niederhalten. Er wandte sich auch gegen das Ansinnen, seinerseits Kräfte an die Hauptarmee abzugeben, die das von Feindesland (das noch nicht restlos befriedete Ungarn gehörte eigentlich auch noch dazu) umschlossene Siebenbürgen seiner Ansicht nach viel nötiger hatte. Der Prinz erkannte dieses Bedenken auch an und schickte gleich nach seiner Ankunft bei der Armee zwei Kürassierregimenter nach Arad, um eine bessere und gesichertere Verbindung mit Siebenbürgen herzustellen.

In der Tat drohte entweder dem Lande oder der Mármaros ein gemeinsamer Einfall von seiten der Tataren und der unentwegten Anhänger des in Paris weilenden

¹²⁾ Es ist aus Raumgründen leider unmöglich, auf die zahlreichen Schreiben des Prinzen an *Steinville* hier näher einzugehen und auch die nebensächlichen zu zitieren. — Leider bringt der Registerband der FZE., Wien 1897, keine Hinweise auf die diese Schreiben enthaltenden „Supplemente“. Die einzelnen Schreiben sind dafür in den Anmerkungen des Hauptteiles zitiert.

¹³⁾ FZE. XVI, S. 150 ff.

den, vom ungarischen Reichstag geächteten *Rákóczi*. Ende Juli brachen die Tataren denn auch aus Chotin auf, worauf *Steinville* seine Truppen nach dem Osten verlegen wollte. *Eugen* teilte aber dessen Besorgnisse nicht. Er meinte, daß die bevorstehenden Operationen „dem jetzigen Ansehen nach jenseits der Donau wohl dürften vorgenommen werden.“ Er wies daher den General an, seine Regimenter zusammenzuziehen und in einer „fertigen“ Bereitschaft zu halten, um sich ihrer je nach „Erheischung der Conjuncturen“ bedienen zu können. *Steinville* möge ermessen, „daß die Operation und eine dem Feind nahende große oder kleine Diversion weit importanter, als etwa eine geringe durch Beibehaltung der völligen Mannschaft gemachte Arbeit, welche auch durch Bauern bestritten werden kann.“ Damit waren die Befestigungsarbeiten gemeint, zu denen *Steinville* seine eigene Mannschaft heranziehen wollte. Der Oberbefehlshaber behielt recht: der Tatarensturm ging diesmal an Siebenbürgen vorbei.¹⁴⁾

Dies ermöglichte dem Prinzen, den geplanten Angriff auf Temeschwar durchzuführen und ihn auch siegreich zu beenden. Durch diese Operation gewann *Eugen* auch die Verbindung mit Siebenbürgen und konnte daher seine bereits im Operationsplan festgelegte Absicht, die Streitkräfte *Steinvilles* mit der Hauptarmee kooperieren zu lassen, durchführen. Ursprünglich sollte *Steinville* Karansebes, Lugos oder Lippa besetzen; wenige Tage später (30. August 1716) befahl der Prinz, „da die hiesige gefahr angeht und viele Leute erfordert, hingegen die Gefahr in Siebenbürgen von dieser Seite dadurch gänzlich aufhört . . . in das hiesige Banat gegen Karansebes allda à portée zu verbleiben, oder auch sich mit der hiesigen Armee zu conjugiren.“ Beim Ausmarsch aus Siebenbürgen sollte sich *Steinville* noch „über alle und jede feindliche Regungen und Bewegungen gegen die Donau und Walachei verläßlich erkundigen.“¹⁵⁾ *Steinville* erhielt diesen Befehl erst am 5. September bei Déva, und zwar durch einen bulgarischen Kaufmann, der aus Arad kam und dem ein Haiduk das Schreiben in Solymos übergeben hatte, ein Zeichen, daß die Straßen um diese Zeit noch sehr gefährdet waren. Am selben Tage folgte ein zweites Schreiben des Prinzen. Er habe verläßliche Nachricht, „daß

¹⁴⁾ Ebda. — Interessant ist es, daß man sich auf den unsicheren Straßen eines mit dem Hofkriegsrat vereinbarten („brauchenden“) Chiffreschlüssels bediente (*Eugen* an St., Feldlager bei Futak, 23. Juli 1716, ebda., Suppl. Nr. 28, S. 45 f.). Der nächste Brief an St., der von dem „vollständigen Sieg gegen den Erbfeind“ bei Peterwardein berichtet, ist vom 5. August, „im Zelte des Großveziers“ datiert. Die Türken waren „nebst Hinterlassung ihres Lagers und Artillerie gänzlich zertrennt und in die Flucht getrieben worden.“ (Ebda., Suppl. Nr. 63, S. 71 f.). Ein weiterer Brief, Feldlager bei Zenta, vom 18. August 1716, erteilt St. Instruktion, oder besser gesagt Vorschläge, wie sich der General zu verhalten habe, wobei ihm aber eine gewisse Handlungsfreiheit zugestanden wurde (ebda., Nr. 83, S. 82 ff.). Dem Kaiser aber schrieb der Prinz aus dem Feldlager bei Temeschwar am 30. August, er habe St. die Ordre gesandt, „daß, weil dermalen allda nichts zu besorgen, St. je nach Beschaffenheit der Lage entweder nach Karansebes oder Lugos vorrücken und sich allda postieren soll, um dem Feinde sowohl eine Ombrage zu machen, als auch im vorkommenden Falle in der Nähe zu sein, sich mit der Armee conjugieren zu können . . .“ Seine „Subsistenz“ werde St. durch das Hatzeger Tal aus dem Hunyader Magazin zu ziehen haben. (Ebda., Suppl. Nr. 99, S. 102 ff.).

¹⁵⁾ *Eugen* an St., Feldlager vor Temeschwar, 30. August 1716, Suppl. Nr. 101, S. 107.

der Feind zu Višnica eine Brücke über die Donau geschlagen und bereits 15 000 Tataren mit einem Pascha passiert sind, auch der Überrest demnächst folgen dürfte.“ *Steinville* möge daher mit den beiden Kürassierregimentern „*Steinville*“ und „*Pfalz-Neuburg*“ und so viel Infanterie, als er entbehren könne, und auch einigen Raizen ungesäumt nach Lugos marschieren.¹⁶⁾ Weitere Befehle beriefen das siebenbürgische Korps schließlich in das Lager vor Temeschwar, wo es am 2. September eintraf. Die zwei Kürassierregimenter wurden am südlichen, die vier Infanteriebataillone am nördlichen Ufer der Bega postiert. In Siebenbürgen war Feldmarschalleutnant Graf *Johann Karl Tige* mit bloß zwei Dragonerregimentern und einigen National-Milizen zurückgeblieben.¹⁷⁾

Am 12. September kapitulierte Temeschwar. Der Generalissimus ernannte den General der Kavallerie *Claudius Florimund Grafen Mercy* zum Gouverneur des eroberten Gebietes, des Banats. Die siebenbürgische Grenzmiliz, die mit 300 Kürassieren des Regiments „*Steinville*“ in Karansebes die Verbindung zwischen der Hauptarmee und Siebenbürgen aufrechterhalten hatte, zog sich nach dem Falle von Temeschwar an die Südgrenze Siebenbürgens zurück. Anfang November traf auch *Steinville* wieder in Siebenbürgen ein mit einer Instruktion des Prinzen, wie er sich bei und nach dem Beziehen der Winterquartiere zu verhalten habe. Neben dem Schutze dieses Landes sollte der General dem Feinde auch in den beiden benachbarten Donaufürstentümern Moldau und Walachei möglichst Abbruch tun. In der Walachei mußte er Kontributionen ausschreiben, insbesondere aber *Mercy* im Banat unterstützen und auch dessen Requisitionen ermöglichen. Auf Wunsch des Prinzen sollten auch in den beiden Fürstentümern längs der Grenze Klöster, Schlösser und andere geeignete Gebäude, ebenso im Vorgelände einzelne Stützpunkte zur besseren Sicherung der Grenze und zur Durchführung der angeordneten Kontributionen besetzt werden, was auch bald geschah. Ein Stoßtrupp stieß sogar bis Bukarest vor, wo er 200 Tataren auseinandersprenge; er mußte aber auf dem Rückmarsch, von einer größeren Reiterschar bedroht, ins Gebirge flüchten.¹⁸⁾

Für *Steinville* brach mit diesem ostwärts gerichteten Auftrag die Zeit einer ganz besonders heiklen Tätigkeit an, die nicht nur militärische sondern auch diplomatische Fähigkeiten und vor allem Spürsinn erforderte. In einem Schreiben

¹⁶⁾ Eugen an St. am 5. Sept. 1716, Feldlager vor Temeschwar, ebda., Suppl. Nr. 112, S. 116 und 12. Sept., Suppl. Nr. 121, S. 123 f.

¹⁷⁾ FZE. XVI, S. 237 f.

¹⁸⁾ Ebda., S. 304 ff., die Instruktion Feldlager bei Temeschwar, 26. Okt. 1716, Suppl. Nr. 161, S. 163 ff. *Steinville*s Truppen waren durch den Generalissimus bedeutend verstärkt worden, um den Feind in den benachbarten Fürstentümern Moldau und Walachei möglichst großen Schaden zufügen zu können. — Über die außergewöhnlichen Verdienste *Mercy*s um das Banat s. Josef Kallbrunner, Das kaiserliche Banat. I. Einrichtung und Entwicklung des Banats bis 1739, München 1958. *Mercy* wurde vom Prinzen in einer Instruktion (Feldlager bei Temeschwar, 1. Nov. 1716, ebda., Suppl. Nr. 166, S. 173 f.) „gutes Einverständnis, vertrauliche Harmonie und stete Korrespondenz“ mit St. aufgetragen. Daß diesem die „walachische Grenze längs Siebenbürgen von Tismana incl. bis an die Donau“ anbefohlen war, sollte die gemeinsame Hilfeleistung nicht hindern. Im Geheimgespräch mit dem Hofkriegsrat, St. und dem Prinzen hatte sich auch *Mercy* des erwähnten Chiffreschlüssels zu bedienen.

an den Hofkriegsrat vom 16. Oktober beklagte sich der Prinz, daß es „mit Einleitung einer verläßlichen Korrespondenz mit Konstantinopel durch die Walachei . . . beschwerlich vonstatten gehen“ dürfte; „denn keinem Griechen zu trauen und sich keiner untersteht, etwas derlei zu unternehmen wegen der steten Obacht und Grausamkeit des dermaligen Fürsten, welcher wahrhaftig schlimmer als ein Türke. Denn obschon einige Passagen eröffnet, so ist doch die Gefahr dadurch nicht behoben; es wird demnach Herr Graf von Steinville alles mögliche zu tun beflissen sein.“¹⁹⁾

In der Walachei war mittlerweile der Hospodar (Fürst) *Nikolaos Maurokordatos* zu einer wichtigen Figur geworden. Sein Vorgänger Fürst *Stephan Kantakuzenos* war, des Einverständnisses mit den Kaiserlichen beschuldigt — man hatte seine Korrespondenz mit *Steinville* aufgefangen —, zugleich mit seinem Vater am 7. Juni 1716 zu Konstantinopel hingerichtet worden. „An seiner Stelle erhielt *Nikolaos Maurokordatos*, ein langjähriger Vertrauter der Pforte, über dessen Gesinnung sich die Türken keinem Zweifel hingaben, die Würde eines Fürsten der Walachei. Er war bekannt als Christenfeind und heftiger Gegner und Bekämpfer alles dessen, was dem kaiserlichen Interesse diente. Trotzdem machte man kaiserlicherseits Versuche, sich mit ihm wie mit den früheren Hospodaren in Verbindung zu setzen, und *Maurokordatos* zeigte eine Zeitlang auch scheinbar Geneigtheit darauf einzugehen; schließlich setzte aber seine Unzuverlässigkeit allen diesen Anknüpfungsversuchen ein Ende. Der kaiserliche Feldkriegs- und Legationssekretär *Franz Anselm von Fleischmann* berichtete über ihn und seine Gesinnungsfreunde, „daß mit diesem griechischen Gesindel und Canaillen, deren Häupter wahrlich die jetzigen Fürsten in der Walachei und Moldau genannt werden können, ohne ihnen das Messer an den Hals zu setzen, nichts zu tun ist.“

Im Gegensatz zu dem von den Türken eingesetzten Fürsten hegten maßgebende walachische Bojarenkreise Sympathien „für das den einzigen Hort der christlichen Kultur im Osten bildende Nachbarreich“.²⁰⁾ Man wird daher im Lande aufgeatmet haben, als der Grenz-Oberkapitän der siebenbürgischen Grenzmiliz, *Dettina*, ein Parteigänger von ganz besonderer Tatkraft, den Hospodar aushob und nach Siebenbürgen abführte.

Diese Aktion hat folgende Vorgeschichte: Der Hospodar hatte am 7. November 1716 beim Prinzen gegen das Eindringen kaiserlicher Truppen in die Walachei protestiert. Zu ungefähr derselben Zeit war *Dettina* auf Befehl *Steinvilles* mit etwa 1000—1200 Reitern seiner Miliz wahrscheinlich durch den Rotenturm-Paß bis Râmnic im Alttale vorgedrungen, wo sich ihm sogleich unzufriedene Bojaren anschlossen. Ob der weitere Verlauf von *Steinville* geplant und anbefohlen war oder ein kühner initiativer Handstreich *Dettinas* war, ist nicht festzustellen. Jedenfalls hat der Oberkapitän Unterstützung und Zuzug von walachischen Bauern und sogar von den regulären Truppen erhalten, als er auf Bukarest losmarschierte. Zunächst wurden noch vor Erreichen der Hauptstadt 400 Tataren überfallen und größtenteils aufgerieben; dann drang *Dettina* in drei Abteilungen gegen Bukarest vor. Er selbst umstellte die fürstliche Residenz und war nach kurzem Kampf mit den überraschten Türken vollkommen Herr der Lage. *Maurokordatos* fiel in die

¹⁹⁾ FZE. XVI, *Eugen* an Hofkriegsrat, Feldlager bei Temeschwar, 16. Okt. 1716, Suppl. Nr. 156, S. 155.

²⁰⁾ Ebda., S. 34 f. und 302 ff.

Mitteilungen

Hände der Kaiserlichen, die ihn vor dem Haß und der Erbitterung seiner persönlichen Feinde schützen mußten. Der Grieche hoffte den Oberkapitän mit der enormen Summe von 1000 Beuteln in Gold (= eine halbe Million Gulden) bestechen zu können; aber dieser, ein treuer Diener seines Herrn, ließ sich nicht verleiten. Dafür wurde ihm vom Kaiser Charge und Gage eines Obristleutnants und überdies noch eine goldene Gnadenkette verliehen. Später wurde er mit dem Prädikat „von Pivoda“ auch in den Adelsstand erhoben.

Maurokordatos wurde zunächst nach Kronstadt und von dort nach Hermannstadt gebracht. Gegen 800 Bojaren aber flüchteten aus Angst vor der Rache der Türken nach Târgovişte.

Steinville schrieb am 8. Dezember an den Hofkriegsrat, daß der Hospodar „in der Walachei ein gefährlicher Feind gewesen. Es sei überdies nicht unbekannt, welchergestalten die Pforte denselben zum Seraskier [Oberfeldherr, Kriegsminister] declariert und jene sogar dem Tataren-Khan anbefohlen haben sollte, ihm Gehör zu geben.“ Es sei seine Absicht gewesen, in die kaiserlichen Lande eine Invasion zu machen. Der bei Peterwardein gebliebene Großwesir wollte im Falle des Sieges *Maurokordatos* „nicht nur in rectore zum Fürsten in Siebenbürgen machen, worauf dieses Hospodars von Natur angeborener Hochmut so groß verstiegen ist, daß er sich nicht mehr zu überwinden vermochte, in Anwesenheit seiner Bojaren öffentlich zu sagen, daß er verhoffte mich [*Steinville*] als seinen Sklaven bald unter seinen Füßen zu sehen. Um in kurzem zu sagen, er ist ein bekannter Tyrann, welchen ich jedoch darum nicht übel werde halten lassen, weil uns derselbe nicht mehr schaden kann.“ In der Tat wurde dem Gefangenen in Hermannstadt ein geräumiges Haus und die erforderlichen Mittel zu seinem Unterhalt angewiesen.²¹⁾

In der Walachei ging es nun drunter und drüber. Die Türken drohten Rache zu nehmen und die Tataren ins Land zu rufen. Von *Steinville* war jedoch kein Schutz zu erhoffen, da er seine ohnehin spärlichen Truppen nicht verzetteln konnte, abgesehen davon, daß der herannahende Winter nach damaliger Anschauung und Gewohnheit jede größere Operation so gut wie ausschloß. *Steinville* mußte sich daher darauf beschränken, mit den angesehensten Bojaren im Einvernehmen zu bleiben und ihnen in Siebenbürgen einen sicheren Rückhalt zu bieten.

Bischöfe, Archimandriten und Bojaren berieten in Târgovişte an der Jalomiţa über die Zukunft des Landes. Einmütig wurde beschlossen, sich dem Schutze des Kaisers anzuvertrauen. Auch die Moldauer suchten um dessen Schutzherrschaft an. Die Möglichkeit einer Befreiung vom Türkenjoch schien nahe gerückt. Eine feierliche Deputation dieser beratenden Versammlung begab sich zu *Steinville* nach Siebenbürgen. Der General riet ihr, bis zum Eintreffen der kaiserlichen Antwort die Regierung der Walachei vier gewählten Männern anzuvertrauen. Der neue Präsident Fürst *Georg Kantakuzenos* wurde aufgefordert, sich ruhig zu verhalten. Von der gewünschten Besetzung des zu weit von der siebenbürgischen Grenze entfernten Bukarest durch kaiserliche Truppen aber wollte *Steinville* wohlweislich nichts wissen. In einem in der Walachei wie auch in Siebenbürgen kundgemachten Manifest betonte der General die Notwendigkeit einer Intervention des Kaisers. *Prinz Eugen* hieß alles gut und riet seinerseits nur, bei Gelegen-

²¹⁾ Ebd., S. 305 ff.

heit „auch einfließen zu lassen, daß der Kaiser die beiden Fürstentümer als alte, zu der Krone von Ungarn gehörige Länder betrachte, deren Botmäßigkeit unter kaiserlicher Herrschaft wohl unterbrochen worden, aber rechtlicher und vernünftiger Weise nicht aufgehoben werden könne“. Jeder von der Türkei für die Walachei aufgestellte Regierungskandidat sei daher als Rebell und Aufwiegler und nur das vom Kaiser bestätigte „Vierherrenamt“ als legitim zu betrachten. Diese Anschauung aber war nur durch eine Vermehrung der kaiserlichen Truppen in der Walachei durchzusetzen. *Steinville* sollte daher, wenn möglich in Verbindung mit *Mercy*, trachten, „den eventuell in das Land einrückenden Tataren so energisch entgegenzutreten, daß selben die Lust zu weiteren Beunruhigungen gründlich benommen werde“. Als Zentralpunkt der Walachei wurde Târgoviște angesehen.

Bald darauf setzten Tataren bei Giurgevo über die Donau und unternahmen Streifzüge in der Walachei. *Dettina* räumte übereilt Bukarest und später sogar Târgoviște, das jedoch *Prinz Eugen* sogleich wieder besetzen ließ. Im Jahre 1717 verstärkte sich die Gefahr für das Fürstentum noch mehr, denn nun rückte *Joan Maurokordatos*, Bruder des gefangenen Nikolaos, bisher Dragoman in Konstantinopel, nunmehr aber von der Pforte zum neuen Hospodar der Walachei ernannt, mit einer starken Abteilung Türken und Tataren von Giurgevo kommend in Bukarest ein, was im Lande gewaltige Bestürzung auslöste.

In Târgoviște, wo noch immer beraten wurde, verlangte man von *Steinville* sofortige Hilfe. Dieser fragte darauf in Wien an, ob man nicht anstatt des Vierer-Kollegiums eines Fürsten wählen lassen sollte, um dem von den Türken eingesetzten neuen Hospodar im Lande selbst ein Gegengewicht entgegenzustellen. Es ist jedoch fraglich, ob dies an der sich gefährlich zuspitzenden Lage etwas hätte ändern können, solange der neue „kaiserlich“ gesinnte Fürst nicht gleichzeitig durch ein starkes Truppenaufgebot gestützt und gesichert worden wäre. Dies war aber umsoweniger möglich, als *Prinz Eugen* den größten Teil der in Siebenbürgen liegenden Regimente zu der von ihm selbst befehligten Hauptarmee heranzuziehen gedachte. Abgesehen davon, hielt er die Walachei durch die in Siebenbürgen zurückbleibenden und die im Banat dislozierten Kräfte noch immer für genügend gesichert. Die kommenden Ereignisse gaben dem Prinzen recht.

Joan Maurokordatos hatte aus den Erlebnissen seines Bruders gelernt und die nötigen Konsequenzen gezogen. Zwar hatte er, gestützt auf 4000 Türken, rasch überall seine Autorität hergestellt, aber er gedachte keineswegs ein Schreckensregiment aufzurichten. Er erließ sogar eine Art von Amnestie, worauf eine Anzahl der geflüchteten Bojaren in der Tat wieder in die Heimat zurückkehrte. Aber Maurokordatos hatte nur zu gut begriffen, daß er gegen den Kaiser durch offene Gewalt nichts auszurichten vermöge. Die Niederlagen von Peterwardein und Temeschwar hatten ihm zudem die militärische und politische Schwäche seines Lehensherrn nur zu deutlich vor Augen geführt. Er wagte daher, obwohl Vasall des Sultans, ohne dessen Rache zu fürchten, mit dem Kaiser einen förmlichen Vertrag zu schließen, „der eigentlich eine Art Neutralität der Walachei schuf.“

Durch einen Unterhändler, den Schwager des von den Türken hingerichteten walachischen Fürsten *Constantin II. Brâncoveanu*, *Șerban Grecianul*, ließ er dem Grafen *Steinville* die Versicherung aussprechen, daß sein Bestreben lediglich da-

hin gerichtet sei, die Walachei vor Raub und Plünderung durch Türken und Tataren zu bewahren. „Er wolle sich verpflichten, nichts zum Nachteile der kaiserlichen Interessen zu unternehmen und sich guter Nachbarschaft zu befleißigen; er bitte aber um die kaiserliche Einwilligung, sich nach Bukarest begeben und im Lande frei und ungehindert bewegen zu dürfen. Er versprach auch, seine türkische und tatarische Begleitung zu entfernen.“

Aber weder der Kaiser noch sein Hofkriegsrat trauten diesen Versicherungen. Wie konnte auch ein von der Pforte ernannter Hospodar ein solches Entgegenkommen zeigen, solange der Kaiser noch im Kriege gegen den Sultan stand? In Wien wollte man keineswegs der Türkei die für die angrenzenden kaiserlichen Gebiete so gefährliche Oberherrschaft gestatten. Man beschloß daher, dem Hospodar *Joan Maurokordatos* die kaiserliche Anerkennung zu verweigern.

Prinz Eugen schrieb dem Grafen *Steinville*, daß der Kaiser selbst einen neuen Hospodar zu ernennen gedenke, denn die Walachei dürfe nicht mehr unter türkische Botmäßigkeit kommen. Da man aber nicht in der Lage war, sich dieses Landes mit Waffengewalt zu bemächtigen, war auch die Reise einer walachischen Deputation unerwünscht. *Steinville* wurde daher befohlen, sie zu verhindern; höchstens dem *Georg Kantakuzenos* dürfe man ein wenig Hoffnung auf seine Ernennung zum Hospodar von Kaisers Gnaden machen.²²⁾

In der Walachei hatte demnach das Jahr 1716 wohl große Aufregungen, aber keinen nennenswerten Erfolg gezeitigt. Es war aber auch nichts geschehen, was das Konzept der Kriegführung empfindlich hätte stören können. Dafür blieb ein Mißerfolg, den man bei Unternehmungen in die Moldau einstecken mußte, nicht ohne Rückwirkung auf die Lage in der Walachei. *Steinville* sah sich nunmehr doch genötigt, das Angebot *Maurokordatos* entgegen seinem auch weiterhin bestehenden Mißtrauen anzunehmen, um bei dem Wiederaufflackern der Feindseligkeiten wenigstens von dieser Seite her gedeckt zu sein. Vorsicht würde er trotz alledem stets walten lassen müssen. *Maurokordatos* wurde zwar vom Kaiser nicht als Fürst anerkannt, erneuerte aber die Zusagen, die Türken und Tataren aus Bukarest an die Donau zurückzuschicken. Dafür bat er, von weiteren kaiserlichen Streifzügen verschont zu werden. Er machte sich auch erbötig, sich bei der hohen Pforte für eine Art Neutralität der Walachei bis Ende Oktober 1717 einzusetzen. Überdies sollte der Kaiser im ungestörten Besitze von Râmnic und der 5 Distrikte westlich des Altflusses bleiben. Schließlich verpflichtete er sich, 100 Beutel Gold oder 150 000 fl. zu zahlen und für die Verpflegung der Garnison von Câmpulung zu sorgen. Dieser Vertrag wurde schließlich vom Kaiser sanktioniert; ihm blieb ja freie Hand, nach dem erhofften Gelingen der Operation gegen Belgrad seinen Machtbereich über das ganze Fürstentum auszudehnen. Die walachischen Emigranten wurden getröstet.

Prinz Eugen jedoch wollte sich in Hinkunft nicht mehr als unbedingt erforderlich in die walachischen Angelegenheiten einlassen. Er hatte zwar die Bittschrift der Deputierten angenommen, fand es aber für das Anständigste, „bei dermaligen

²²⁾ Ebda., S. 302—320. — Die Titel, die der diplomatische St. dem Hospodar gab, waren dem Hofkriegsrat zu höflich; der Hospodar „sei zwar einigermaßen zu kultivieren, jedoch ohne ihm allzugroße Höflichkeit zu erweisen, noch weniger sich von solchen amüsieren zu lassen“ (Anm. 2 zu S. 319).

gen Läufen und bis man mit dem Segen des Allerhöchsten in Stand gerathet, das Fürstenthum Walachei besser und unbedenklich beschützen und behaupten zu können, mit dem Namen der mehrgenannten Generale der Kavallerie Comte de Steinville ... eine Neutralität für solche Provinz mit Verlässlichkeit zu errichten.“ Er war unsicheren Plänen stets abgeneigt. Nach seinem Vortrag vom 25. April 1717 entschied daher der Kaiser, „daß gegenwärtig bei den starken Rüstungen der Pforte, welche eine größere Detachierung nach der Walachei nicht ratsam erscheinen läßt, dann mit Rücksicht auf den zwischen Steinville und Maurocordato abgeschlossenen Vertrag, weitere förmliche Unterhandlungen mit der Emigranten-Deputation vermieden werden sollten.“ Diese wurde zwar der kaiserlichen Huld versichert und mit Gnadenzeichen geehrt, aber es wurde abgelehnt, ihr bestimmte Zusicherungen zu geben.

Um eine bessere Verbindung mit Râmnic und den 5 Distrikten zu erhalten, ließ *Steinville* den bisherigen Saumpfad über den Rotenturm-Paß zu einer fahrbaren Straße umgestalten, die zu Ehren des Kaisers „Carolina“ genannt wurde. Von ihrer Eröffnung im Jahre 1717 zeugt eine Steintafel.²³⁾

Während des Feldzuges von 1717/18 kommandierte der nunmehr zum Feldmarschall ernannte *Steinville* nach wie vor in Siebenbürgen; neben ihm als Unterkommandanten Feldmarschalleutnant *Johann Karl Graf Tige* und die General-Feldwachtmeister *Johann Peter Chevalier de Saint-Amour* und *Freiherr von Wobeser*.

Ende August 1717 waren neuerlich große Tatarenschwärme, von ungarischen Rebellen geführt und begleitet, aus der Moldau über den alten siebenbürgischen Bergwerksort Radna im Szamos-Tale in Siebenbürgen eingebrochen und trotz aller von *Steinville* sofort eingeleiteten Gegenmaßnahmen durch das genannte Tal nach Oberungarn weiter vorgedrungen. *Prinz Eugen* sandte darauf den in Pancsova stehenden Feldmarschalleutnant *Peter Baron de Viard* mit zwei Kavallerieregimentern nach Siebenbürgen, in der Hoffnung, daß durch diese Verstärkung „dem weitem Ubel nach Möglichkeit vorgebeugt und gesteuert wird“. Das Land war also doch nicht so vor unliebsamen Überraschungen gefeit, wie er, der unentwegte Optimist, dem etwas pessimistischen, jedenfalls sehr vorsichtigen *Steinville* gegenüber angenommen hatte. Dieses „Ubel“, wie er schrieb, war keineswegs gering gewesen. Denn nach einem Bericht *Steinvilles* waren nicht nur verschiedene Dörfer, sondern auch die Vorstädte der Stadt Bistritz in Asche gelegt und dabei unbeschreibliche Greuel verübt worden. Trotz alledem hoffte aber der Generalissimus, daß nicht nur der erwähnte Sulkurs, sondern auch die Nachricht von der türkischen Niederlage vor Belgrad, das am 18. August kapitulierte, „die größte Gefahr cessiert und der Feind sich zurückgezogen haben wird“.²⁴⁾

Dies war zur Zeit, als dieses Schreiben abgefaßt worden war, allerdings nicht der Fall gewesen. *Steinville* hatte recht gehabt, dem Hospodar Maurokordatos zu mißtrauen, denn schon im Frühjahr des Jahres 1717 hatte — außer den bereits in der Moldau zum Einfall bereitgestellten Tataren — auch der Seraskier *Regeb*

²³⁾ Ebda., S. 316 ff.

²⁴⁾ FZE. XVII (II/8), Wien 1891, S. 191, und *Eugen* an Kaiser, Feldlager bei Belgrad, 30. August 1717, Suppl. Nr. 148, S. 149 f., sowie ders. an St., ebda., 30. August 1717, Suppl. Nr. 149, S. 150 f.

Pascha an der unteren Donau bei Rustschuk-Nikopolis gegen 30—40 000 Mann versammelt. Die Pforte war also nicht gesonnen, den zwischen ihrem Hospodar und *Steinville* abgeschlossenen Neutralitätsvertrag einzuhalten; auch *Maurokordatos* selbst gedachte keine Rücksicht darauf zu nehmen, wengleich er aus Furcht vor den ihm von *Steinville* angedrohten Repressalien, auch weiterhin aalglatt Freundschaft heuchelte.²⁵⁾ Angesichts der feindlichen Übermacht schien es schwierig, die fünf westlichen Distrikte zu behaupten. Die Grenz-Miliz dachte schon daran, sich von dort nach Siebenbürgen zurückzuziehen, als der Hofkriegsrat auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers anordnete, daß dieses wertvolle Gebiet nur im äußersten Notfalle geräumt werden dürfe. *Steinville* konzentrierte daher alle verfügbaren Kräfte an der Südgrenze Siebenbürgens, besetzte auch den Vulkan-Paß, zu dem der Weg über das Hunyader Komitat führte, und auch die Nachbarpässe, wodurch eine vollständige Absperrung der Südgrenze Siebenbürgens erzielt und im Juli 1717 Einbrüche der durch die Walachei ziehenden Tataren verhindert werden konnten.

Der Generalissimus erwartete nun, daß *Steinville* nunmehr etwas „Hauptsächliches“ unternahme. Aber dieser konnte sich dazu nicht entschließen, da seine Truppen nach seiner Ansicht kaum zur Sicherung des Landes ausreichten. Der Prinz hatte ihm ein Vorrücken durch den Eisernen Tor-Paß in das Banat empfohlen, um den Feldmarschalleutnant *Viard* zu unterstützen.

Der Graf zog Truppen in der Nähe von Hermannstadt zusammen, um genügend Kräfte für einen Streifzug in die Walachei zu besitzen; früheren Kundschaften über eine Tatareninvasion glaubte er keine Bedeutung mehr beimessen zu müssen, da in letzter Zeit aus der Moldau keine Berichte mehr eingelangt waren. Das war indes, wie wir hörten, ein verhängnisvoller Irrtum gewesen, denn schon am 22. August kamen aus Bistritz die erwähnten Schreckensnachrichten. Das feindliche Korps, größtenteils beritten, bestand aus nicht weniger als 15—20 000 Mann. Die Tataren befehligte ein Sohn des Chans, die Türken der *Pascha* von Chotin, die ungarischen Rebellen und allerlei zu ihnen gestoßenes Gesindel Graf *Anton Esterházy*. Dieser versuchte durch Emissäre die Bevölkerung zur Rebellion aufzustacheln, hatte aber kein Glück dabei.

Steinville eilte mit sieben Eskadronen sowie dem Oberstleutnant *Dettina* und seiner Nationalmiliz in die Nähe von Maros Vásárhely; die plündernden Tataren und Moldauer, von denen einige Trupps bereits in die Gegend von Szamos-Ujvár und Klausenburg gelangt waren, wurden nun mit großen Verlusten wieder über die Grenze zurückgeworfen. Siebenbürgen war zwar von der Invasion befreit, aber das Gros der Tataren gelangte sengend und brennend bis in die Gegend von Felső- und Nagybánya. Bisher waren sie in den von ihnen heimgesuchten Komitaten auf keinen nennenswerten Widerstand gestoßen, aber dann ereilte sie in der Enge des Sztrimtura-Passes das verdiente Schicksal. *Prinz Eugen* aber war nicht gesonnen, in dieser Niederlage den Schlußpunkt zu sehen. „Den Steppenbewohnern konnte man nicht nacheilen, aber der moldauische Fürst sollte dafür den strafenden Arm der Kaiserlichen fühlen.“ *Steinville* erhielt daher am 17. September den Befehl

²⁵⁾ Ebda., S. 230. — St. hatte den Auftrag des Hofkriegsrates dem Hospodar im April 1717 mitteilen lassen, daß, wenn den Türken nur ein Stamm Holz geliefert würde, man das Land mit Feuer und Schwert ahnden, Magazine verbrennen und die Fuhrleute niederhauen werde.“ Ebda., Anm. 4.

zum Einmarsch in die Moldau. Der Hospodar *Michael Rakovica* aber beeilte sich, einen Unterhändler zu ihm zu entsenden, um sich durch eine Kontribution vor weiterer Züchtigung zu bewahren. *Steinville* ging darauf ein. *Prinz Eugen* dagegen war der Meinung, daß es besser sei, die beiden Donaufürstentümer eher völlig zugrundezurichten, „als den Türken zu gestatten, noch einmal Vorteile aus diesem Besitz zu ziehen.“²⁶⁾

Maurokordatos aber sollte nunmehr gezwungen werden, für den Unterhalt der kaiserlichen Truppen, die die kleine Walachei nach dem Falle von Belgrad und Orsova besetzt hatten, aufzukommen. Denn, so schrieb *Eugen* am 24. September an *Steinville*, wenn sie den Türken so große Summen entrichten können, werden sie solche den glorreichen kaiserlichen Truppen nicht verweigern dürfen. Es kam daher zu einem Übereinkommen, das der walachische Unterhändler *Nikolaus Rosetti* zu Hermannstadt abschloß, in dem sich der Hospodar wie schon früher im Frühjahr 1717 abermals zu einer Leistung von 100 Beuteln Gold verpflichtete. Seine Bitte, die westlichen Distrikte gegen eine Ablösung von 50 Beuteln wieder in eigene Verwaltung nehmen zu dürfen, wurde glatt abgelehnt.

Ende Oktober bezogen dann in Siebenbürgen 9 Regimenter zu Pferd, 3 zu Fuß die Winterquartiere, davon der größte Teil im Lande selbst. Darüber beschwerte sich sowohl *Steinville* „samt dem Landes-Gubernio . . ., da ein Teil des Fürstentums durch den tatarischen Einfall ruiniert, das salva venia Vieh überall sehr hinfalle, auch eine species contagionis darin zu verspüren sei, dann die große Trockenheit einen Abgang an Fourage und Getreide verursacht habe.“ Der Prinz antwortete, daß man zwar nach Möglichkeit trachten werde, „ex hostico einen Beitrag zu bekommen, daß aber hierauf kein gewisser conto zu machen sei . . .“²⁷⁾

Im Frühjahr 1718 nahm *Joan Maurokordatos* wieder eine feindliche Haltung ein; die vereinbarten Geldleistungen wurden nicht bezahlt, was *Steinville* zu abermaligen Repressalien veranlaßte. Der Hospodar entsandte, durch das Erscheinen eines zu diesem Zwecke kommandierten Detachements in Bestürzung gesetzt, sogleich einen Bevollmächtigten und verpflichtete sich zur Zahlung eines Tributes von 120 Beuteln Gold bis Ende September 1718.

Da eine weitere Ausdehnung in der Walachei im Hinblick auf die schwachen Kräfte nicht ratsam schien, räumten die Kaiserlichen den Argeser Distrikt. Der Hospodar versuchte im Frühjahr 1718 wieder einzulenken, aber *Steinville* traute ihm ebensowenig wie bisher. In der besseren Jahreszeit gedachte er dann, wieder Requisitionskommandos, diesmal in die Moldau, zu entsenden.²⁸⁾

Dem Friedensschluß von Passarowitz (Pošarevac, 21. Juli 1718) gingen verschiedene offene und geheime Beratungen voraus. Eine von diesen, die der Prinz unter dem Vorwande einer Inspektionsreise nach Semendria Mitte Juni bei der Donaubrücke von Kubin mit türkischen Abgesandten führte, handelte von jenen Konzessionen, die kaiserlicherseits im Notfalle gemacht werden konnten. In einem ausführlichen Bericht an den Kaiser vom 20. Juni legte der Prinz das Ergebnis dieser Beratungen dar. Die beiden ersten Punkte betrafen die Walachei und die Moldau. *Steinville* hatte schon am 18. Mai eine „Information“ über die Grenz-

²⁶⁾ Ebda., S. 230—240.

²⁷⁾ Ebda., Suppl. *Eugen* an Hofkriegsrat, Feldlager bei Semlin, 1. Okt. 1717, S. 189.

²⁸⁾ Ebda., S. 240 ff. und Suppl., *Eugen* an St., Wien 27. Okt. 1717, Nr. 194, S. 210 ff.

ansprüche zwischen Siebenbürgen und der Moldau abgegeben, die uns hier nicht weiter interessieren. Aus einem Berichte über die Walachei (14. Mai) verdient dagegen ein Punkt besonders hervorgehoben zu werden. Der Graf befürwortete nämlich darin die Schiffbarmachung des Altflusses, weil man auf diese Weise die Türkenschiffahrt zwischen Widin und Nikopolis sperren könnte. Für dieses Projekt hatte *Steinville* bereits Vorarbeiten durchführen lassen. Felsen waren gesprengt und der bisher nur mit Tragtieren passierbare Saumpfad über den Rotenturm-Paß mit großer Mühe als Fahrstraße hergerichtet worden, „um nicht mehr gleichsam in einem vorherigen Zickzack die Aluta übersetzen, sondern diesseits mit Wagen gemächlich bis Râmnic, wo der walachische Erzbischof seinen Sitz hat, fortzukommen.“ Das Wesentliche dieser Straßenregulierung war aber, daß man von hier aus in 24 Wegstunden ohne weitere Schwierigkeiten an die Donau gelangen konnte!²⁹⁾

Damit war die Kooperation zwischen dem Generalissimus und dem ihm unterstellten Feldmarschall beendet. *Steinville* starb im Jahre 1720, nachdem er, wie das Universallexikon von Zedler schreibt, „sein Commando jederzeit mit vielem Ruhme geführt, und die ungarischen Rebellen mit vielem Glücke verfolgt.“ Sein Nachfolger in Siebenbürgen wurde der Feldzeugmeister *Damian Hugo Graf von Virmond*t.

Im Frieden von Passarowitz war dem Kaiser von der Pforte unter anderem auch die „Kleine Walachei“, also das Gebiet zwischen Donau und Alt zugesprochen worden. Sie ging jedoch in dem unglücklichen Türkenkriege von 1739 mit allen anderen Errungenschaften dieses Friedensvertrages — das Banat ausgenommen — wieder verloren.

²⁹⁾ Ebda., S. 359 ff. und Suppl. Nr. 225, S. 262 ff., *Eugen* an die kaiserlichen Botschafter zu Požarevac, Belgrad, 14. Juli 1718: „Wegen Auswechslung des *Nicolaus Maurocordato* mit den Herren Baron *Petrasch* und *Stein* wird man das nötige an den commandierenden Feldmarschall in Siebenbürgen, Grafen *Steinville*, verordnen, nicht zweifelnd, daß gleichwie mit ihm verschiedene und in I. k. M. Gewalt unmittelbar befindliche Gefangene losgelassen werden, die Pforte ein solches gleichfalls ihrerseits tun und nebstbei die Auslösung der bei Privatpersonen vorhandenen christlichen Gefangenen unweigerlich gestatten werde.“ Der von der Türkei vorgeschlagene Austausch wurde nach dem Friedensschluß auch vollzogen (ebda., S. 374, Hauptteil).

Wandlungen der rumänischen Historiographie im Spiegel der ersten vier Bände der „Istoria Romîniei“

Von DIONISIE GHERMANI (München)

Als anläßlich des zweiten Kongresses der rumänischen Arbeiterpartei (KP) die rumänischen Historiker im Dezember 1955 den imperativen Auftrag erhielten, baldigst „eine Geschichte Rumäniens zu entwerfen und dafür alles, was [bis dahin] auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung geleistet worden war, in einer umfassenden Synthese auf der Grundlage der marxistisch-leninistischen Lehre zu verarbeiten“¹⁾, da dominierte allerdings in der rumänischen Geschichtswissenschaft noch gänzlich unangefochten die sowjetisch-orientierte Geschichtsauslegung. Einen theoretisch neutralen Marxismus-Leninismus hatte es ohnehin von Anfang an meist nur in Form mehr oder minder zusammenhanglos in den Texten der historischen Schriften verstreuter „Klassiker“-Zitate gegeben, und was die national-historische geistige Komponente anbelangt, so erschöpfte sich diese fast ausnahmslos in rhetorisch-pathetischen Bekenntnissen zu einer als Bestandteil der „osteuropäischen“ (slawischen) Welt oder der „sozialistischen Völkerfamilie“ konzipierten Heimat. Da sich jedoch die rumänischen Historiker damals noch mit Recht scheuten, bei der Behandlung des historischen Stoffes nach dem vorgefaßten marxistischen Schema eigene Initiative zu entwickeln, fiel ihre Interpretation meistens sogar noch dogmatischer aus als jene des sowjetischen Modells: die Vorherrschaft der Basis verstand man z. B. als so absolut, daß es für eine noch so geringe Wechselwirkung zwischen ihr und den Phänomenen des Überbaus keinen Raum mehr geben konnte; die historische Persönlichkeit kannte man wiederum nur mehr als „Vollstreckerin“ oder „Verräterin“ des verabsolutierten „Volkswillens“; die Völker aber wurden nur mehr als vorübergehende, historisch bedingte Erscheinungen beschrieben, die einer internationalen, kommunistischen, von Moskau aus geleiteten Welt entgegenstrebten; und der gesamte historische Prozeß unterstand selbstverständlich der ehernen Dialektik des Klassenkampfes, der alle Revolutionen und Aufstände regierte und die *conditio sine qua non* des Fortschritts war. Alle jene historischen Fakten, die trotz entsprechender Auslegung dem obigen Schema widersprachen, wurden einfach „übersehen“.

Auch noch der erste, 1960 erschienene Band der „Istoria Romîniei“ weist unverändert die meisten Merkmale der vorangegangenen Periode auf. Das unter der Leitung des Historikers und Akademiemitglieds *Constantin Daicoviciu* tätige Redaktionskomitee hat nach eigener Aussage „die Geschichte Rumäniens in enger Verbindung mit der Geschichte der Nachbarvölker behandelt“ und sie entsprechend Lenins Lehre „als einen, von notwendigen Gesetzen . . . regierten Prozeß untersucht, dessen Antrieb die inneren Gegensätze sind. Solchermaßen konzipiert, wurde die

¹⁾ Andrei Oțetea, *Cercetarea istoriei medii a Romîniei în anii puterii populare*, in: „Studii“ 15,2 (1962), S. 1440. [Die Untersuchung der mittelalterlichen Geschichte in den Jahren der Volksmacht].

Geschichte unseres Landes nicht mehr als eine chaotische Mischung zufälliger Fakten und Ereignisse und als Ergebnis der Tätigkeit verschiedener Persönlichkeiten betrachtet, sondern als kontinuierlicher Wandlungsprozeß und als ständige Aneinanderreihung sozial-ökonomischer Formationen verstanden, welche die Etappen in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft darstellen ... Die Doktrin des historischen Materialismus vermittelte unseren Forschern ein objektives, streng wissenschaftliches Kriterium, indem es sie darauf hinwies, daß der entscheidende Faktor für die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft die Produktionsverhältnisse sind, welche die Erzeugung materieller Güter regieren ... Eine der grundlegendsten Thesen des historischen Materialismus, die konsequent bei der Redaktion der ‚Istoria României‘ berücksichtigt wurde, war, daß die eigentlichen Schöpfer der Geschichte die Volksmassen ... sind. Selbstverständlich hat jedoch das Autorenkollektiv auch die Rolle jener Persönlichkeiten in Betracht gezogen, die durch ihre Tätigkeit zur Beschleunigung oder zur Verlangsamung des historischen Prozesses beitragen ... Ferner stellte die Untersuchung des Aufkommens und der Bildung der Klassen auf dem Gebiete unserer Heimat, die Analyse des Kampfes zwischen Sklaven und Sklavenhaltern, Leibeigenen und Feudalherren, Proletariat und Bürgertum ... eines der wichtigsten Anliegen der Verfasser ... dar“.²⁾

Neben diesem Katalog marxistischer Dogmen steht auch der Hinweis, daß die Autoren des ersten Bandes auch „die neuesten Errungenschaften der Geschichtswissenschaft in der Sowjetunion und in anderen sozialistischen Ländern berücksichtigten“.³⁾ Wichtiger jedoch als diese programmatische Aufzählung richtungweisender Grundsätze ist zweifelsohne die Tatsache, daß die in der Einleitung vermerkten theoretisch-dogmatischen Vorsätze bei der Behandlung des historischen Stoffes auch wirklich weitgehend eingehalten wurden. Das Verfasserkollektiv dieses ersten Bandes, in dem die Zeitspanne zwischen der historischen Urzeit und dem 10. Jahrhundert n. Chr. untersucht wird, gab sich sichtlich Mühe, nicht allein die Prädominanz der „Produktionsverhältnisse“ gegenüber den jeweils entsprechenden Sozial- und politischen Strukturen an Hand zahlreicher Beispiele hervorzuheben, sondern auch noch die geschichtsgestaltende Rolle der „Massen“ und den „sozial-ökonomischen“, durch den „Klassenkampf“ bedingten Charakter aller Aufstände, Revolutionen und Kriege zu demonstrieren.

Auch noch im zweiten, 1962 erschienenen und das „feudale Zeitalter“ zwischen dem 10. und 17. Jahrhundert behandelnden Band versichert das unter dem Historiker und Akademiemitglied Andrei Oțetea tätige Forscherkollektiv, „die Ergebnisse der marxistischen Untersuchungen in der Frage des feudalen Eigentums“ (d. h. in der Frage der mittelalterlichen Produktionsverhältnisse) getreu berücksichtigt zu haben.⁴⁾ Bei der Behandlung des konkreten historischen Stoffes können jedoch bereits schwerwiegende Abweichungen sowohl von diesem als auch von den anderen oben angeführten und bis dahin äußerst genau eingehaltenen prinzipiellen Vorsätzen beobachtet werden.

Die Fülle des in diesem Bande enthaltenen Materials erlaubt es, hier nur einige wenige anschauliche Beispiele dieser geänderten Auslegung kurz zu behandeln.

²⁾ Istoria României, Bd. 1, București 1960, S. VIII—IX.

³⁾ Ebda., S. XI.

⁴⁾ Istoria României, Bd. 2, București 1962, S. VII.

Stefan der Große (1457—1504) z. B. wird jetzt nicht mehr wie noch 1956 vornehmlich wegen seiner verwandtschaftlichen und politischen Bindungen zu Kiew und Moskowien als bedeutender moldauischer Fürst ausgewiesen⁵⁾, sondern bereits rundweg als „großer Heer- und Staatsführer auf allen Gebieten“⁶⁾ geschildert. Von „dem Elend und der grausamen Ausbeutung“, die die Leibeigenen unter seiner Herrschaft „erleiden mußten“⁷⁾, ist in der „Istoria Romîniei“ nicht nur nicht mehr in dieser Form die Rede, sondern es wird hier sogar kapitellang mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß Stefan „die soziale Grundlage seiner Macht“⁸⁾ erweiterte und sich durch die Unterstützung, die er im Volke suchte und fand, der allergrößten Volkstümlichkeit erfreute.⁹⁾ Ohne daß dies in irgendeiner Weise direkt zum Ausdruck gebracht wäre, geht aus der Untersuchung seiner Herrschaft und Persönlichkeit dennoch ganz deutlich hervor, daß es sein Wirken war, welches die bestehenden „Produktionsverhältnisse“ prägte, und nicht umgekehrt dieses von letzteren wesentlich beeinflußt wurde. Von weit größerer Bedeutung für die spätere ideologische Entwicklung ist jedoch die Tatsache, daß hier zum ersten Mal nach dem Kriege der Akzent mit aller Deutlichkeit auf eine neue, von der historischen Gesetzmäßigkeit legitimierte Tugend gesetzt wird: auf den Kampf für die nationale Unabhängigkeit und Größe. Tatsächlich heißt es jetzt, daß Stefan insbesondere als „Verteidiger der moldauischen Unabhängigkeit“ seinen Nachfahren in Erinnerung geblieben sei.¹⁰⁾ Über die außerordentliche Bedeutung des Zeitalters dieses moldauischen Fürsten urteilt man ferner, daß diese auf dem „über ein Jahrhundert dauernden Kampfe des rumänischen Volkes für die Freiheit“ beruhe¹¹⁾; und über die in eben dieser Epoche dem rumänischen Volke aus der Not der Zeit erwachsene Rolle und Tugend heißt es: „Der lange anti-osmanische Krieg sicherte ihm ... einen Ehrenplatz unter den Völkern Europas. Im Osten und im Westen wurde es geschätzt. Darüber hinaus begründete jedoch dieser Krieg auch noch eine starke Tradition des Freiheitskampfes, die, ungeachtet der Untugenden der Führungsschicht, in den Volksmassen niemals verloren gehen sollte“.¹²⁾

Noch charakteristischer für die spätere Entwicklung der rumänischen historisch-ideologischen Deutung ist allerdings die Behandlung der Herrschaft und Persönlichkeit, vor allem aber des politischen Wirkens Michael des Tapferen (1593—1601). Für eine national-bewußte, auf die uneingeschränkte Erhaltung der territorialen Integrität bedachte Historiographie — wie es die rumänische etwa seit 1960 wieder in Begriff zu werden ist — eignet sich dieser walachische Fürst allein schon dadurch, daß es ihm zum ersten Mal in der rumänischen Geschichte gelungen ist, die „drei rumänischen Fürstentümer“ (Moldau, Walachei und Siebenbürgen) unter seinem Szepter zu vereinigen, wie kaum eine andere historische Persönlichkeit als Symbolfigur des „rumänischen Einheits- und Freiheitskampfes“. Man schreibt jetzt unumwunden von der „historischen Bedeutung“ des rumänischen Beitrags bei der Be-

⁵⁾ Istoria R.P.R., Bucureşti 1956, S. 149—150.

⁶⁾ Istoria Romîniei, Bd. 2, S. 549.

⁷⁾ Istoria R.P.R., S. 150.

⁸⁾ Istoria Romîniei, Bd. 2, S. 503—530.

⁹⁾ Ebda., S. 508 ff.

¹⁰⁾ Ebda., S. 549.

¹¹⁾ Ebda., S. 550.

¹²⁾ Ebda.

kämpfung des osmanischen Reiches¹³⁾, vom „europäischen Widerklang der rumänischen Siege“¹⁴⁾ usw. und vor allem von dem „wichtigsten Phänomen sozialen Bewußtseins im 17. Jahrhundert, der Verwandlung des Bewußtseins sprachlicher und ethnischer Einheit in eine aktive, militante Idee ... Die Idee der Einheit des rumänischen Volkes sowie jene von der historischen Notwendigkeit, das türkische Joch abzuschütteln und die Unabhängigkeit des Landes wiederherzustellen“, entstand aber auf Grund des „gemeinsamen Kampfes“ des rumänischen Volkes.¹⁵⁾

Dadurch, daß ungeachtet des „stark ausgeprägten Klassencharakters“ der Herrschaft Michaels¹⁶⁾ die Verfasser des zweiten Bandes der „Istoria Romîniei“ redlich bemüht sind, Michael den Tapferen als „einen der bedeutendsten Staats- und Heerführer seiner Zeit“ zu schildern, als „einen großen Politiker ... dem die eigene historische Rolle bewußt war ... und der nicht nur ein großer Heerführer, sondern auch noch ein bedeutender politischer Denker und Pragmatiker gewesen ist“¹⁷⁾, wird ersichtlich, daß unversehens bei der Beurteilung und Wertung geschichtlicher Größe und Qualität neben dem „sozial-ökonomischen“ und „sozial-revolutionären“ Kriterium in zunehmendem Maße die national-historische Opportunität Berücksichtigung findet. Diese Tendenz, die sich in den folgenden Jahren ungemein schnell festigen und ausbreiten sollte, wird hier auch noch dadurch bestätigt, daß man den Bauernunruhen von 1599—1600 in Siebenbürgen zum ersten Mal in der Nachkriegszeit einen „stark ausgeprägten rumänischen Charakter ... , der eine gewisse nationale Solidarität [der Siebenbürger Rumänen mit den jenseits der Grenzen lebenden Rumänen in der Moldau und Walachei] verrät“, bescheinigt.¹⁸⁾ Auffallend ist ferner, daß man in diesem Zusammenhang ebenfalls zum ersten Mal in dieser Schärfe dem später wiederholt aufgegriffenen und stark erweiterten Topos einer „Feindseligkeit der Großmächte gegenüber der politischen Vereinigung der rumänischen Fürstentümer“ ein ganzes Kapitel widmet.¹⁹⁾

Am deutlichsten zeigt die neuen Tendenzen der rumänischen Nachkriegshistoriographie seit 1960 der dritte, die Epoche zwischen dem 17. Jahrhundert und dem Revolutionsjahr 1848 umfassende Band. Ein für den Beobachter glücklicher Umstand, die Tatsache nämlich, daß von diesem ebenfalls von einem Historikerkollektiv unter der Leitung *Andrei Ojeteas* redigierten Band gleich zwei Auflagen (1963 und Spätsommer 1964) erschienen sind, erlaubt durch einfachen Vergleich der beiden Fassungen die sichere Verfolgung einiger „schöpferischer“ geschichtsinterpretatorischen Entwicklungen innerhalb einer denkbar kurzen Zeitspanne. Allerdings ereignete sich gerade im Erscheinungsjahr der ersten Auflage jener Konflikt zwischen der rumänischen und sowjetischen KP, der nach 1963 zu der allgemein bekannten „Sonderstellung“ des rumänischen Kommunismus innerhalb der nach Moskau orientierten kommunistischen Welt führen sollte. Das veränderte Verhältnis der rumänischen Kommunisten gegenüber der Sowjetunion war darum ohne jeden Zweifel der

¹³⁾ Ebda., S. 1011 ff.

¹⁴⁾ Ebda., S. 1016.

¹⁵⁾ Ebda., S. 995.

¹⁶⁾ Ebda., S. 993—998, Zitat aus S. 995.

¹⁷⁾ Ebda., S. 1014—1015.

¹⁸⁾ Ebda., S. 994.

¹⁹⁾ Ebda., S. 998—999.

unmittelbare Anlaß für diese zweite Auflage. Obzwar die hier vorgenommenen Änderungen einen so geringen Raum einnehmen, daß sie auch von einem aufmerksamen Leser leicht übersehen werden könnten, ist es offensichtlich, daß sie den Autoren des dritten Bandes und ihren Auftraggebern „ideologisch“ wichtig genug erschienen sind, um die durch eine Neuauflage entstandenen erheblichen Mehrkosten in Kauf zu nehmen.

Die gegenüber der ersten Fassung abweichenden Formulierungen sowie die vorgenommenen Streichungen und Ergänzungen lassen sich in folgende Kategorien klassifizieren: jene, die auf eine gewisse Versachlichung, manchmal sogar auf eine geringfügige Entdogmatisierung der Geschichtsinterpretation hinweist, eine zweite, die das gefestigte nationale Selbstbewußtsein der rumänischen Kommunisten dokumentiert und schließlich jene andere, die eine klare Distanzierung der gegenwärtigen Geschichtsschreibung Rumäniens von der früheren sowjetisch bestimmten historischen Auslegung markiert und darüber hinaus die abgekühlten Beziehungen zwischen dem rumänischen und dem sowjetischen Kommunismus zum Ausdruck bringt. Die unten angeführten Abweichungen von dem Text der ersten Ausgabe sind — mit Ausnahme einiger unbedeutenden stilistischen Korrekturen und sachlichen Ergänzungen — die einzigen, die vorgenommen wurden. Ihretwegen allein entschloß man sich also, den dritten Band der „Istoria României“ nach so kurzer Zeit ein zweites Mal aufzulegen.

Der ersten Gruppe von Änderungen, die auf eine gewisse Versachlichung und Entdogmatisierung der rumänischen Geschichtswissenschaft hinweisen, gehören folgende Stellen an:

Erste Fassung:

„Der Volkskampf gegen das osmanische Joch“ (Untertitel).²⁰⁾

„Bauernaufstände in der Moldau und in der Walachei“ (Untertitel).²¹⁾

„Die Kämpfe um die Beherrschung Siebenbürgens, ausgetragen unter den Bedingungen der Anarchie des Adels im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts“ (Untertitel).²²⁾

„Dimitrie Cantemir dachte, daß für das Reich des Raubes und der Unterjochung [das Osmanische Reich — u.A.] die Stunde geschlagen hatte“.²³⁾

Zweite Fassung:

„Der Widerstand gegen das osmanische Joch“.

„Bauernbewegungen [wohl als „Bauernunruhen“ gemeint — u. A.] in der Moldau und in der Walachei in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts“.

„Die Kämpfe um die Beherrschung Siebenbürgens im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts“.

„Dimitrie Cantemir dachte, daß für das Osmanische Reich die Stunde geschlagen hatte“.

²⁰⁾ Ebda., Bd. 3, Bucureşti, 1. Aufl. 1963, 2. Aufl. 1964, S. 39. (Da sich durch die zwei Neuauflagen keine Verschiebung der Seitenzahlen ergab, gelten die zitierten Seitenzahlen jeweils für beide Auflagen).

²¹⁾ Ebda., S. 141.

²²⁾ Ebda., S. 145.

²³⁾ Ebda., S. 215.

(fehlt)

„Der dritte Punkt von insgesamt 15 [des sogenannten „Leopoldinischen Diploms“ vom 19. März 1701, durch welches die bis dahin nur dem römisch-katholischen Klerus zugestandenen Privilegien jetzt auch auf die griechisch-katholischen Geistlichen erstreckt wurden — u. A.] sah außerdem vor, daß auch die ‚saeculares et plebae conditionis homines‘ unter den Rumänen, die den katholischen Glauben angenommen hatten, von jenem Zeitpunkt an ähnlich den Magyaren, Sachsen und Szeklern, den drei offiziell anerkannten Nationen Siebenbürgens, als ‚Söhne der Heimat‘ betrachtet werden sollten. Die Bestimmungen dieses Diploms wurden allerdings nie angewandt ... Dennoch sollte diese Schrift noch wichtige Folgen haben“.²⁴⁾

Die Hinzufügung dieses Textes widerspiegelt die seit einigen Jahren nuanciertere und im großen und ganzen wohlwollendere Haltung der rumänischen Geschichtswissenschaft gegenüber der Habsburger Monarchie. Früher wurde sie pauschal verurteilt und — wie das Osmanische Reich — mit allen möglichen negativen Epitheta bedacht.

„Die wichtigste Ursache der Instaurierung der Phanariotenherrschaft war ... die Krise des Regimes der Adelligen ...“²⁵⁾

„Sogar die schärfste Form des Bauernkampfes, der Aufstand, trat in verschiedenen Teilen des Landes hervor“.²⁶⁾

„Zu Beginn des Aufstandes [Tudor Vladimirescus im Jahre 1821 in der Walachei — u. A.], als dieser noch einen vornehmlich anti-osmanischen Charakter besaß, waren die Antriebskräfte desselben das Bauerntum, die Kaufleute, das im Entstehen begriffene Bürgertum und jene unter den Bojaren, die am Handel interessiert waren ... Die Bojaren ... betrachteten zunächst die Erhebung Tudor Vladimirescus von 1821 als einen ‚Räuberakt‘.“²⁷⁾

„Bei der Instaurierung der Phanariotenherrschaft spielte ... eine bedeutende Rolle die Krise des Regimes der Adelligen ...“

(entfällt)

(Der erste Satz entfällt.)

„Ein Teil der Bojaren, die durch die alte Ordnung gebunden waren, betrachteten die Erhebung Tudor Vladimirescus als ‚Räuberakt‘“.

²⁴⁾ Ebda., S. 220.

²⁵⁾ Ebda., S. 340.

²⁶⁾ Ebda., S. 394.

²⁷⁾ Ebda., S. 850.

„... sie [diese Tatbestände] verursachten hier [in den Fürstentümern um 1830] ... eine Anzahl von Reformen, die allerdings nicht dazu bestimmt waren, die bestehende soziale Ordnung zu ändern, sondern vielmehr dazu, die wirtschaftliche und politische Grundlage der Bojarenherrschaft zu festigen, und zwar durch die Eindämmung der Mißbräuche.“²⁸⁾

„Weit davon entfernt, jene übertragene Rolle gespielt zu haben, die ihnen von den bürgerlichen Kulturhistorikern zugeschrieben wurde, verhalfen die Kontakte zur neuen europäischen Kultur der nationalen Kultur lediglich dazu, ihren eigenen Weg zu finden; darüber hinaus verhalfen sie ihr auch noch zu ihrer ideologischen Orientierung und suggerierten ihr einige Ausdrucksmittel, die sie sonst hätte selber erschaffen müssen.“²⁹⁾

„Die erste rumänische literarische Gesellschaft in den [rumänischen] Fürstentümern, die allerdings sehr kurzlebig war, ist die von walachischen Flüchtlingen, die wegen des Aufstandes von 1821 die Gebirgskette [nach Siebenbürgen] überquert hatten, in Kronstadt gegründete ...“³⁰⁾

Von einem erstarkten nationalen Selbstbewußtsein der rumänischen Geschichtswissenschaft zeugen folgende in der zweiten Auflage des dritten Bandes vorgenommenen Änderungen:

„Die Auslandsbeziehungen der rumänischen Fürstentümer“ (Untertitel).³¹⁾

(fehlt)

„... sie verursachten hier eine Anzahl von Reformen, die nicht dazu bestimmt waren, die bestehende Ordnung zu ändern, sondern vielmehr nur dazu, die Mißbräuche einzudämmen.“

„Die Kontakte mit der neuen europäischen Kultur verhalfen der nationalen Kultur dazu, ihren eigenen Weg zu finden; darüber hinaus suggerierten sie ihr [neue] Ausdrucksmöglichkeiten.“

„Nach der Gräko-Dakischen literarischen Gesellschaft, die vom Metropolit Ignatie 1810 in Bukarest gegründet worden war und in deren Rahmen Grigore Brîncoveanu und Nestor Craiovescu, insbesondere aber zahlreiche griechische Intellektuelle ... ihre literarische Tätigkeit ausübten, war die älteste rumänische literarische Gesellschaft der Fürstentümer, die sich allerdings als sehr kurzlebig erwies, die ...“

„Die internationale Stellung der rumänischen Fürstentümer.“

„In Siebenbürgen nahm die Idee der nationalen Emanzipation seit Inochentie Micu dynamische Formen an und konkretisierte sich in einem Kampfplan für

²⁸⁾ Ebda., S. 946.

²⁹⁾ Ebda., S. 1042.

³⁰⁾ Ebda., S. 1064.

³¹⁾ Ebda., S. 163.

(fehlt)

Am ausgeprägtesten und schwerwiegendsten sind jedoch jene Änderungen, die das Aufgeben der sowjetisch-bestimmten Geschichtsperspektive zum Ausdruck bringen. Sie dürften überhaupt der eigentliche Anlaß für die Herausgabe einer zweiten Auflage des dritten Bandes gewesen sein.

„Die Bedeutung dieses Vertrags [zwischen der Moldau und Rußland, der am 7. Mai 1656 in Moskau unterzeichnet worden war] beruht auf der Tatsache, daß er klar die Ähnlichkeit jener Interessen, welche die Moldau mit Rußland verband, widerspiegelte. Obwohl er damals nicht mehr in Kraft trat, hat dieser 1656 abgeschlossene Vertrag den Weg für einen langen gemeinsamen Kampf freigemacht, der schließlich zur Befreiung der rumänischen Fürstentümer vom osmanischen Joch führen sollte.“³⁴⁾

„Die Verbindung, die zeitweilig zwischen der Moldau und der Ukraine bestanden hat, trug auch dazu bei, mit Hilfe der Kosaken die antifeudalen Aufstände in der Moldau wieder aufflackern zu lassen.“³⁵⁾

die politische Erhebung der Rumänen. Dieser Plan gewann an Größe und Profil durch den ‚Supplex Libellus Valachorum‘ nach dem Aufstand von Horea“ [1784].³²⁾

„Die Idee einer politischen Einheit [aller Rumänen] wurde bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts virulent; sie gewann insbesondere bei Ion Cîmpineanu Gestalt. Ein Agent des Polnischen Exils, der mit Cîmpineanu zusammenarbeitete, schrieb bereits 1838: ‚Die Idee einer Vereinigung aller rumänischen Volksteile unter demselben Szepter beschäftigt alle Gedanken. Diese Idee wird vor allem stark von den Siebenbürger Rumänen verfochten, die hier in die Walachei kommen, um Arbeit zu suchen und ihr Handwerk auszuüben.‘“³³⁾

(entfällt)

(entfällt)

³²⁾ Ebda., S. 593.

³³⁾ Ebda., S. 594.

³⁴⁾ Ebda., S. 187.

³⁵⁾ Ebda., S. 204.

„Die Annäherungspolitik gegenüber Rußland, die insbesondere von dem Stolnik Constantin Cantacuzino betrieben wurde, basierte auf dem politischen Weitblick dieses Mannes, der sowohl den Aufstieg Rußlands als auch dessen baldige Intervention im Orient vorausah...“³⁶⁾

„In jener Zeit [1710—1711] begann eigentlich der gemeinsame Kampf von Rumänen und Russen gegen die Türken, ein Kampf, der schließlich zur Erfüllung der Hoffnungen des rumänischen Volkes hinsichtlich der Beseitigung der Herrschaft der Osmanen führen sollte.“³⁷⁾

„Als dann erklärte der Zar [Peter der Große] offen seine Absicht, die von den Osmanen unterjochten Völker zu befreien, indem er in seiner Kriegserklärung daran erinnerte, wie schwer ‚die Griechen, Rumänen, Bulgaren und Serben unter dem Joch der Barbaren litten‘.“³⁸⁾

„Aber, so wurde darin [die Proklamation Dimitrie Cantemirs vom 20. Mai 1711] weiterhin vermerkt, ‚der russische Zar Peter Alexejevič ... war erschienen, um die christlichen Völker von dem Joche der Heiden zu befreien‘.“³⁹⁾

„Dieser Vertrag [der am 22. Juli nach der Schlacht von Stănilești, auf dem Pruth, zwischen Russen und Türken unterzeichnet worden war] entsprach der tatsächlichen militärischen Lage; die Russen waren nicht besiegt worden, mußten sich aber dennoch zurückziehen.“⁴⁰⁾

„Im Verlaufe dieser Friedensverhandlungen [vom 22. Juli 1711] forderte der

„Die Annäherungspolitik gegenüber Rußland, die insbesondere vom Stolnik Constantin Cantacuzino gefördert wurde, basierte auf der Idee, daß der Aufstieg Rußlands und dessen unmittelbar bevorstehende Intervention im Orient eine günstige Gelegenheit für den Befreiungskampf jener Völker bieten würde, die sich unter der Herrschaft des Osmanischen Reiches befanden.“

(entfällt)

„Als dann entschloß sich auch der Zar zu handeln, indem er in seiner aus diesem Anlaß erteilten Proklamation die Griechen, Rumänen, Bulgaren und Serben erwähnte, ‚die unter dem Joch der Barbaren litten‘. Allerdings hätte eine Erhebung dieser Völker der Verwirklichung seiner Pläne im Schwarzmeergebiet Vorschub geleistet.“

(entfällt)

„Der Vertrag entsprach der Sachlage, da ja die Türken keinen entscheidenden Sieg errungen hatten.“

„Im Verlaufe der Friedensverhandlungen forderte der Wesir die Ausliefe-

³⁶⁾ Ebda., S. 210.

³⁷⁾ Ebda., S. 212.

³⁸⁾ Ebda., S. 214.

³⁹⁾ Ebda., S. 216.

⁴⁰⁾ Ebda., S. 218.

Wesir die Auslieferung Dimitrie Cantemirs, den die Türken als Verräter bezeichneten. Peter antwortete jedoch darauf: „Ich wäre imstande den Türken das ganze Land bis hinauf nach Kursk abzutreten, da mir die Hoffnung bleiben würde es zurückzuerobern; mein Wort kann ich jedoch nicht brechen und einen Fürsten ausliefern, der meinetwegen seine Herrschaft verlor. Es ist nicht möglich seine Ehre wieder zu erlangen, nachdem man sie einmal [auf diese Weise] verloren hat.“⁴¹⁾

„Die allmähliche Verwirklichung dieses Programms, das im Inneren von dem Elan der Massen getragen wurde, verschaffte Rußland die Möglichkeit, auf dem Kampffelde Siege zu erringen und eine diplomatische Handlung zugunsten unserer Fürstentümer zu starten.“⁴²⁾

„Zum Abschluß [der Bukarester und Focşanier Konferenzen, die nach dem türkisch-russischen Waffenstillstand von Giurgiu am 30. Mai 1772 abgehalten wurden], gab es Unterwürfigkeits- und Treuegelöbnisse [seitens der rumänischen Bojaren] gegenüber der ‚erhabenen Königin‘ [Rußland], der Befreierin ‚so vieler rechtläubiger Völker‘.“⁴³⁾

„Die Beteiligung der Bauernmassen [im Sommer 1773 unter dem Oberkommando Suvorovs in der Schlacht von Cozlugea] stürzte die Hohe Pforte in Aufregung und veranlaßte sie eine Maßnahme zu ergreifen, die dazu führte, daß die Volksmassen in noch stärkerem Maße sich der russischen Sache annahmen.“⁴⁴⁾

„Die Wirkung dieses Befehls [des Mufti, auf Grund dessen alle Rumänen über 12, die nach 1773 zu dem Feinde überliefen, zum Freiwild erklärt wurden und von Jedermann getötet werden

zung Dimitrie Cantemirs, Peter wies jedoch kategorisch diese Forderung zurück.“

(entfällt)

(entfällt)

„Die Beteiligung der Bauernmassen versetzte die Hohe Pforte in Aufregung und veranlaßte sie, eine Maßnahme zu ergreifen, die zu einer Steigerung des Kampfes der Volksmassen führte.“

„Die Wirkung dieses Befehls war, daß die gesamte Bevölkerung der beiden Fürstentümer in noch stärkerem Maße als bisher den Befreiungskampf unterstützte.“

⁴¹⁾ Ebda., S. 218—219.

⁴²⁾ Ebda., S. 352.

⁴³⁾ Ebda., S. 381.

⁴⁴⁾ Ebda., S. 482.

konnten] war, daß die gesamte Bevölkerung der beiden Fürstentümer ihre Rettung unter dem Schutze Rußlands suchte. Darüber hinaus wurde dadurch die Massenemigration nach dem ‚Neuen Serbien‘ (der Ukraine) gefördert.“⁴⁵⁾

„Die Gründung von Konsulaten ermöglichte Rußland, ‚eine heilsame Kontrolle‘ auf die Fürstenpolitik auszuüben und die Einmischung der Türkei einzudämmen.“⁴⁶⁾

„Griechenland schien verloren. Es wurde von Rußland gerettet, welches [in die Auseinandersetzung] eingriff, um die seit 1821 bestehenden Differenzen mit der Hohen Pforte aus der Welt zu schaffen und um den Griechen zu helfen.“⁴⁷⁾

„Das [von Rußland 1831 in der Walachei und 1832 in der Moldau instituierte] Organische Reglement war eine Verfassung, die die institutionellen Grundlagen des modernen Rumänien schuf.“⁴⁸⁾

„Dadurch, daß Rußland die Initiative für die Instituierung des Organischen Reglements ergriff, trug es wesentlich zur Kristallisierung eines langwierigen Prozesses innerer Entwicklung und außerdem zur Modernisierung sämtlicher Institutionen der [beiden] Fürstentümer im Rahmen der bestehenden feudalen Ordnung bei.“⁴⁹⁾

Selbstverständlich bleiben in der zweiten Auflage auch neben diesen oben angeführten Änderungen noch zahlreiche Stellen, in denen entweder Rußland oder seine im Laufe der Jahrhunderte „den Rumänen gewährte Unterstützung“ mit superlativen Attributen belegt werden. Dennoch zeigen diese Änderungen ganz eindeutig die neue Richtung der rumänischen Geschichtswissenschaft. Direkte Angriffe auf Rußland bzw. die Sowjetunion werden zwar bis in die Gegenwart hinein vermieden, subtile Seitenhiebe und unfreundliche Andeutungen haben jedoch längst die schrankenlose Verherrlichung und untertänigen Huldigungen der vierziger und fünfziger Jahre ersetzt. Da sich diese Entwicklung auch in den späteren historischen Schriften

(entfällt)

„Griechenland schien verloren. Es wurde von einem Bündnis Europäischer Mächte gerettet...“

„Das Organische Reglement war eine Verfassung, die einige Institutionen der Moldau und der Walachei modernisierte.“

(entfällt)

45) Ebda.
 46) Ebda., S. 674.
 47) Ebda., S. 924.
 48) Ebda., S. 937.
 49) Ebda., S. 939.

bestätigt hat, darf man auf die 1966 angekündigte Neuauflage der vier bereits erschienenen Bände der „Istoria Romîniei“ gespannt sein. Diese Ankündigung erfolgte noch vor dem Erscheinen der inzwischen längst fälligen letzten Bände des Handbuchs.

Aber auch schon die erste Auflage des dritten Bandes läßt gegenüber früheren kommunistischen Werken eine entscheidende Wandlung der Perspektiven erkennen, u. zw. im Sinne der Loslösung der rumänischen Historiographie von der herkömmlichen, auf Rußland ausgerichteten Geschichtsauslegung. Ganz abgesehen davon, daß die Verfasser dieses Bandes wiederholt auf die vier, 1964 ebenfalls von *Ofetea* herausgegebenen, das zaristische Rußland stark inkriminierenden, bis dahin unveröffentlichten Marx-Manuskripte⁵⁰⁾ Bezug nehmen⁵¹⁾ — ohne allerdings die Angriffe selber auch nur mit einem Wort zu erwähnen⁵²⁾ — werden hier alle charakteristischen natiozentrischen Thesen der „bürgerlichen“ Vorkriegshistoriographie aufgerollt und mit Nachdruck ausgebaut. Die rumänische Nation liegt jetzt neben der sozial-ökonomischen, marxistisch interpretierten historischen Komponente ganz eindeutig im Zentrum der Überlegungen der rumänischen Geschichtswissenschaft.

Nach fast zwanzigjähriger Unterbrechung wird hier z. B. wieder Bischof Inochentie Micu-Klein nahezu vorbehaltlos innerhalb eines längeren Kapitels⁵³⁾ als Vorkämpfer „der politischen Emanzipation des Rumänischen Volkes... [und] als Ausgangspunkt für dessen Kampf für Freiheit und nationale Einheit“ gewürdigt⁵⁴⁾, nachdem derselbe noch in der 1956 erschienenen „Istoria R.P.R.“ lediglich als Onkel des Kanonikus und Gelehrten Samuil Micu-Klein Erwähnung fand.⁵⁵⁾ Auffallend bei dieser Würdigung seiner Persönlichkeit und seines Wirkens ist insbesondere die Tatsache, daß im Zusammenhang damit zum ersten Mal in ein größeres historisches Nachkriegswerk auch die 1948 aufgelöste und verbotene griechisch-katholische Kirche nachträglich als „Wegbereiterin des nationalen Bewußtseins und der politischen Emanzipation“⁵⁶⁾ legitimiert wird. Seine „Idee von der Romanität des rumänischen Volkes“, die im 3. Band der „Istoria Romîniei“ als historisch richtig nachgewiesen wird, nachdem zunächst auch sie pauschal abgelehnt und — weil angeblich „unwissenschaftlich“ — verurteilt wurde⁵⁷⁾, stand allerdings auch im Mittelpunkt zahlreicher anderer, nach 1960 erschienener Schriften.⁵⁸⁾ Es sollte jedoch der „Istoria Romîniei“ vorbehalten sein, die „Romanität“ des rumänischen Volkes in einem größeren Rahmen als historisch objektiven Tatbestand darzustellen und den in ihrem Namen geführten Kampf als im Sinne der Geschichte richtig zu rechtfertigen.

⁵⁰⁾ Karl Marx *Însemnări despre Români* (manuscise inedite), Bucureşti 1964. [Zeichnungen über Rumänen].

⁵¹⁾ *Istoria Romîniei*, Bd. 3, S. 852, 872, 891, 899 und 903, sowie im Vorwort.

⁵²⁾ vgl. Dionisie Ghermani, *Die kommunistische Umdeutung der rumänischen Geschichte* (unter besonderer Berücksichtigung des Mittelalters), München 1967, Kap. VII.

⁵³⁾ *Istoria Romîniei*, Bd. 3, S. 492—514.

⁵⁴⁾ *Ebda.*, S. 509.

⁵⁵⁾ *Istoria R.P.R.*, S. 305.

⁵⁶⁾ *Istoria Romîniei*, Bd. 3, S. 506.

⁵⁷⁾ *Ebda.*, S. 512.

⁵⁸⁾ D. Ghermani, a.a.O., Kap. VI.

Eindeutig wird hier eine oppositionelle Haltung gegenüber der politischen Obrigkeit einer vorkommunistischen Gesellschaft, der sowohl sozial-politische Wirksamkeit als auch eine maximale historische Legitimierung zugesprochen wird, nicht primär als sozial-ökonomisch, sondern als national-ideologisch bedingt ausgewiesen: „Sein [Micus] Kampf ist auf nationaler Ebene konzipiert [gewesen]. Er [dieser Kampf] war nicht nur deswegen national, weil er im Rahmen seines eigenen Volkes ausgetragen wurde; er war auch hinsichtlich seiner Zielsetzung national. Dieser gegen die feudalen Unzulänglichkeiten gerichtete Kampf war gleichzeitig ein Kampf gegen die nationale Unterdrückung. Die Leiden seines Volkes waren in seinen Augen nicht allein auf die soziale Ungerechtigkeit, sondern auch auf die Feindschaft der übrigen Nationen [im Sinne von Volksgruppen] zurückzuführen.“⁵⁹⁾ Durch die Legitimierung völkischer Zielsetzungen erfährt allerdings der nationale Kampf eine Gleichstellung mit dem „Klassenkampf“ als gesetzmäßige und darum historisch vollends gerechtfertigte Antriebskraft der Geschichte. Auch diese „schöpferische Entwicklung“ der offiziellen Geschichtsinterpretation sollte in den nach 1964 erschienenen Werken und Abhandlungen weiter ausgebaut werden.

Zahlreiche Formulierungen des dritten Bandes machen es wiederum deutlich, daß in allen jenen Fällen, in welchen national-rumänische Belange dominieren, die „Basis“ zu einer Art Schattendasein unterhalb des politisch-ideologisch-kulturellen Überbaus verurteilt ist. So heißt es z. B. bei der Beurteilung der Union eines Teils der Siebenbürger Orthodoxen Kirche mit Rom: „Daß jedoch die Union nicht allein für die soziale und kulturelle Hebung [des rumänischen Volksteils Siebenbürgens], sondern auch für dessen politischen Aufstieg Möglichkeiten eröffnete, hat man — so will es scheinen — von Anfang an bemerkt“⁶⁰⁾; eine eindeutige Einwirkung also des politisch-ideologischen Überbaus auf die passive sozial-ökonomische Basis. Diese Tendenz, die übrigens hier auch an zahlreichen anderen Stellen zu beobachten ist, sollte später, mit der Rehabilitierung all jener historischen und zeitgenössischen Persönlichkeiten, die ungeachtet ihres sozialen Hintergrunds und ihrer ideologisch-politischen Einstellung für die „nationale Sache“ wirksam gekämpft hatten, einen wahrscheinlich vorläufigen Höhepunkt erreichen.

Daß wiederum in diesem Zusammenhang der Rolle der historischen Einzelpersonlichkeit ein entscheidendes Übergewicht gegenüber jener der anonymen „Volksmassen“ einzuräumen ist, geht unter anderem aus folgender Formulierung hervor: „Er [Micu-Klein] war es, der den Rahmen des Kampfes entscheidend erweiterte und ihm eine völlig andere Zielsetzung gab. Dem Kampf für die Förderung der Union fügte er den nationalen Kampf hinzu.“⁶¹⁾ Auch diese Tendenz sollte sich in den folgenden Jahren durch eine zum Teil vorbehaltlose Rehabilitierung vieler Fürsten und sonstiger historischer Persönlichkeiten bestätigen und verstärken.

Der unter der verantwortlichen Redaktion des Historikers und Akademienmitglieds *Petre Constantinescu-Iaşi* ungefähr zur selben Zeit wie die zweite Auflage des dritten Bandes erschienene vierte Band weist gegenüber diesem keine nennenswerten ideologischen Abweichungen oder Weiterentwicklungen auf. Eher könnte man von einem leichten Rückfall in das dogmatische Geschichtsd Denken

⁵⁹⁾ *Istoria Romîniei*, Bd. 3, S. 498.

⁶⁰⁾ *Ebda.*, S. 494.

⁶¹⁾ *Ebda.*

sprechen, der vielleicht auf den „altkämpferischen“ Dogmatismus des verantwortlichen Redakteurs zurückzuführen ist. Mittelpunkt stellen die Revolutionen von 1848 und die Vereinigung der rumänischen Fürstentümer von 1859—1862 dar. Insbesondere fällt die nachdrückliche Behandlung des „Einheitswillens des rumänischen Volkes“ auf, der sich wie ein roter Faden durch den ganzen Band zieht. Von einer feindseligen Haltung „der Großmächte“ gegenüber den rumänischen Einheitswünschen ist zwar noch nicht die Rede — so wie in zahlreichen Werken und Abhandlungen der Folgezeit —, man stellt jedoch auch hier den Begriff „zaristische Protektion“ zwischen Anführungsstrichen.⁶²⁾ Ansonsten vermeidet man es — behutsamer als im dritten Band —, „allzu heiße ideologische Eisen“ offen anzupacken.

Bis zum Sommer 1967 ist kein Band der „Istoria Romîniei“ mehr erschienen. Diese Karenz geht wahrscheinlich auf die grundlegenden, in Aufsätzen und politischen Reden maßgebender Persönlichkeiten zum Vorschein getretenen interpretatorischen Umwälzungen insbesondere bezüglich der neueren und der Zeitgeschichte zurück. Das bereits vor einigen Jahren aufgestellte Schema dürfte inzwischen vom grundlegend veränderten, stark national orientierten Selbstverständnis der rumänischen Kommunisten annulliert worden sein. An ein neues Schema dürfte wiederum kaum zu denken sein, bevor sich die im Umbruch befindlichen ideologischen Überzeugungen kristallisiert haben. Man ist nämlich gegenwärtig bestrebt, das nationale Gedankengut in die marxistisch-leninistische Schablone hineinzupressen und stößt hierbei verständlicherweise auf schwer oder unlösbare Hindernisse. Dennoch zeitigte dieses synkretistische Bestreben einige interessante Entwicklungen, die in den zahlreichen nach 1964 erschienenen Monographien und historischen Abhandlungen zum Ausdruck kommen. Diese zu behandeln wird die Aufgabe eines späteren Aufsatzes sein.

⁶²⁾ Ebda.

Karl Kurt Klein zum 70. Geburtstag

Es ist für diese Zeitschrift ein *nobile officium*, eines ihrer Mitherausgeber und Mitarbeiter an seinem Feste zu gedenken: des Innsbrucker emeritierten ordentlichen Professors für ältere deutsche Sprache und Literatur, Dr. Dr. h. c. Karl Kurt Klein.

Dem Siebenbürger Deutschtum entstammend (er ist in Weißkirch bei Bistritz geboren), ist er dessen treuer Sohn geblieben: während der Soldatenzeit des Ersten Weltkriegs in der k. u. k. Armee, während seines Wirkens in Rumänien als Gymnasiallehrer, Schriftleiter, Pfarrer, sodann als germanistischer Universitätslehrer und seit 1932 als Professor in Jassy, seit 1939 in Klausenburg (daran erinnern Lehrbücher der deutschen Sprache für Rumänen, die er mitverfaßte), wie während der kurzen ungarischen Zwischenperiode im Zweiten Weltkrieg auf dem Klausenburger Lehrstuhl. Er blieb Siebenbürgen treu auch nach dem Verlassen der Heimat, da er sich 1945 in Tirol niederließ und nach einer schwierigen Wartezeit den altgermanistischen Lehrstuhl der Universität Innsbruck erhielt, den er bis 1963 innehatte. Sorgen um die bare Existenz, um in Südosteuropa zurückgebliebene Familienangehörige, nicht zuletzt um die eigene Gesundheit blieben Karl Kurt Klein nicht fremd; er hat sie mannhaft getragen und, soweit es Menschenkraft vermochte, gemeistert.

Karl Kurt Klein hat beim Rückblick auf den Gang seines Lebens einmal gesagt: „Dieses Schicksal war nicht blinder Zufall, kein Ungefähr. Es hat für mich einen tieferen Sinn. Ich erkenne es in dankbarem Aufblicken zu Gott als eine höhere Fügung.“¹⁾ Kleins Schicksal spiegelt sich auch in seinem wissenschaftlichen Werk. Ist man zunächst beeindruckt vom Umfang dieses Werkes, das neben fast 20 Buchveröffentlichungen mehr als 20 Beiträge zu Sammelwerken und etwa 200 Zeitschriftenaufsätze umfaßt — ein Ausdruck des unermüdlichen Schaffensdrangs des Jubilars, der auch als Herausgeber von Sammelwerken und Reihen hervorgetreten ist —, so überrascht bei näherem Zusehen die inhaltliche Vielfalt der Arbeiten nicht weniger.

In ihr drückt sich einmal die doppelte Fachrichtung Kleins aus: er ist Theologe, vor allem aber Germanist. Aus der Feder des Theologen Klein stammen namentlich Veröffentlichungen über die Geschichte des Protestantismus in der Moldau (1924—1927) und über den siebenbürgischen Reformator Honterus.

Die meisten Arbeiten Kleins sind jedoch germanistischer Art. Ihr Umkreis offenbart, daß Klein der Neugermanistik (von der er herkommt) wie der Altgermanistik verhaftet ist, Literaturhistorie (die sein ursprüngliches Gebiet ist) wie Sprachwissen-

¹⁾ Worte bei der Verleihung des Wolfgang-Amadeus-Mozart-Preises in Innsbruck 1965.

schaft betreibt, seine Forschungsgegenstände aus Siebenbürgen und Südosteuropa wählt (dies am Anfang und immer wieder) wie aus anderen geographischen Bereichen, nicht zuletzt auch aus Tirol, das ihm zur zweiten Heimat wurde. Die Weite der literarischen Bemühungen des Jubilars ist bemerkenswert. Er arbeitete über Grillparzer und verfaßte eine Zusammenfassung der „Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland“, die von der Dichtung des Deutschen Ordens bis zu den literarischen Äußerungen der neuzeitlichen Sprachinseln in Ost- und Südosteuropa und in Nord- und Südamerika reichte; er schrieb über den Gotenbischof Wulfilah und über die Anfänge der deutschen Literatur wie über deutsche Dichter des Mittelalters: über den Parzival Wolframs von Eschenbach, über Wolframs Verhältnis zu Gottfried von Straßburg, über die sogenannte Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide und das Problem von dessen Heimat, über Oswald von Wolkenstein, dessen Lieder er neu herausgab. Die Beschäftigung mit den beiden zuletzt genannten Gestalten wurde Klein schon nahegelegt durch sein Wirken in Tirol, dessen Stellung in den Anfängen der deutschen Dichtung er ebenfalls gewürdigt hat.

Südosteuropa und besonders seiner siebenbürgischen Heimat gehört jedoch Klein eigentliche Liebe. So schreibt er über rumänisch-deutsche Literaturbeziehungen, über Ungarn in der deutschen Dichtung, über Germanen in Südosteuropa und gibt er zusammenfassende Darstellungen der siebenbürgisch-deutschen Literatur. Auch der Sprachwissenschaftler Klein, der Sprachhistoriker und Sprachgeograph ist, geht von Siebenbürgen aus. Er äußert sich in einem Buch über die Nösner Siebenbürgische Germanistenschule und geht der Herkunftsforschung seiner Sprachgruppe wie der Siedlungsgeschichte Siebenbürgens nach. Er kommt in dem 70 Seiten starken Aufsatz „Die Goten-Geten-Daken-Sachsen-Gleichung in der Sprachentwicklung Siebenbürgens“ (Südost-Forschungen XI, 1953, S. 84—154) zu der Auffassung, daß von einer einheitlichen Entwicklung der Sprache der Einwanderer des 12. und der folgenden Jahrhunderte nicht die Rede sein könne, und er drückt dies in allgemeinerer Form etwas später in dem Beitrag „Hochsprache und Mundart in den deutschen Sprachinseln“ (Zeitschrift für Mundartforschung XXIV, 1956, S. 193—229) aus, in dem er einem Nebeneinander von Sprachbräuchen und Sprachumbrüchen das Wort redet.

In jüngerer Zeit arbeitete er ohne Rücksicht auf seine Gesundheit, unterstützt vom Deutschen Sprachatlas in Marburg, an einem auf fünf Bände berechneten siebenbürgisch-deutschen Sprachatlas, wobei er das von seinem Lehrer Richard Huß gesammelte Material verwertete. Daneben leitete er, alte und neue Heimat gleichzeitig zum Gegenstand sprachlicher Forschung machend, die Arbeiten zu einem Tiroler Sprachatlas.

Der Drang zu neuen Einsichten verband sich bei Klein mit dem zur Vermittlung von Erkenntnis. Wo immer er lehrte, galt das Wort: *Je sème à tout vent*. Vieles hat er mit begnadeter Hand ausgestreut, und die Saat ist reichlich aufgegangen: nicht nur an Gymnasien und in Redaktionsstuben wie in Rundfunkhäusern, sondern auch an nicht wenigen Hochschulen Europas und in Übersee wirken Schüler von Klein.

Darüber hinaus ist ihm jedoch ein anderes Pfund auf den Weg gegeben worden, und er hat mit ihm gewuchert: eine organisatorische Begabung. Sie hat sich bewährt in einer großen Zahl von Organisationen wie bei der Herausgabe von Sammelwerken und Zeitschriften — so auch bei seiner eigensten Gründung, der Sieben-

bürgischen Vierteljahresschrift. Sie hat sich aber auch bewiesen in der wirksamen Hilfe, die er namentlich nach dem letzten Krieg in aller Stille nicht wenigen, besonders vielen seiner Landsleute, angedeihen ließ.

Karl Kurt Klein hat für sein Wirken verdiente Ehrungen empfangen: neben dem Dr. phil. h. c. den Mozartpreis 1965. Die *Laudatio* des Preises rühmt zu Recht: „So verbindet Karl Kurt Klein in seinem Lebenswerk den deutschen Südosten und den deutschen Südwesten. Die Pfeiler dieser Brücke bilden deutsches Volkstum, antike Tradition und christlicher Glaube.“

An seinem 70. Geburtstag senden wir Karl Kurt Klein unsere Grüße nach Innsbruck. Sie bringen unser freundschaftliches Gedenken, das nicht nur ihm, sondern auch der immer treusorgenden und die Freuden wie die Kümernisse mit ihm teilenden Gattin gilt. Sie bringen unsern aufrichtigen Dank für das Werk, das er der gelehrten Welt und seinen südosteuropäischen Landsleuten geschenkt hat, aber auch für das zu *imitatio* aufrufende Beispiel menschlicher Vornehmheit und Größe und rastloser Hingabe an die für sinnvoll und notwendig erkannte Arbeit. Sie bringen schließlich und nicht zuletzt unsere Wünsche, die vor allem seiner Gesundheit gelten, aber auch seinem wissenschaftlichen Wirken, von dem wir uns noch weitere reiche Frucht erhoffen.

Bonn

Hugo Moser

Josef Matl zum 70. Geburtstag

Als mir 1962 der ehrenvolle Auftrag zuteil wurde, anlässlich des 65. Geburtstages die wissenschaftlichen Leistungen und Verdienste von Prof. Dr. Josef Matl zu würdigen (*Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 10/3, S. 301—302), mußte ich, um die Vielfalt der von ihm behandelten Probleme aus dem Bereich der slavischen Sprach-, Literatur- und Kulturgeschichte, der Volksdichtung und des Kulturwandels, die Tiefe und Konsequenz seiner kulturmorphologischen Konzeptionen in der Darstellung des Ost-West-Verhältnisses im Laufe der Geschichte, des Prozesses der „Europäisierung“ bei den orthodoxen Slaven und besonders der deutsch-slavischen Wechselbeziehungen auch nur anzudeuten, auf viele in deutschen und ausländischen Zeitschriften verstreute, heute bisweilen schwer zugängliche Abhandlungen und Aufsätze hinweisen. Heute, da der verehrte Jubilar, nahezu 40 Jahre nach seiner 1928 in Graz erfolgten Habilitation, an seiner Heimatuniversität, der er alle die Jahrzehnte hindurch als erfolgreicher Lehrer und Forscher gedient und deren Slavistik er den Stempel seiner starken Persönlichkeit aufgeprägt hat, nun mit dem akademischen Ehrenjahr seine Tätigkeit krönt, fällt es leichter, Umfang und Bedeutung seines Lebenswerkes mit wenigen Hinweisen zu kennzeichnen. Matl sah in der Wissenschaft nie eine esoterische Angelegenheit, deren Wirkung sich in der Diskussion einer kleinen Zahl von Eingeweihten erschöpfen darf. Aus tieferen Impulsen seines Wesens, aus einer ethischen und menschlichen Verpflichtung heraus war er stets bestrebt, mit der Klärung und objektiven Darstellung wissenschaftlicher Fragen zugleich einen Beitrag zum besseren Verständnis und zur gerechteren Würdigung fremder Volkstümer, ihrer geschichtlichen Schicksale und Kulturleistungen zu bieten und jedem um Wahrheitserkenntnis Bemühten eine

Orientierungshilfe anzubieten. War das vom Jubilar auch in dieser Hinsicht Geleistete für Außenstehende früher kaum übersehbar gewesen, so ist heute die Situation zum Besseren gewandelt und durch drei in den Jahren 1964—66 erschienene Synthesen in Buchform die erwünschte größere Breitenwirkung gesichert. Dem Unterzeichneten wird damit zugleich seine Aufgabe erleichtert. In dem Sammelband „Europa und die Slaven“ (Wiesbaden 1964, 357 S.) werden im Rahmen europäischer Zusammenhänge die wesentlichen Phasen der geistigen und kulturellen Entwicklung aller slavischen Völker von den archaischen Grundlagen über das Mittelalter, Humanismus und Renaissance, Reformation und Barock bis zur nationalkulturellen Neugestaltung im Zeichen der Aufklärung und des klassisch-romantischen Idealismus an Hand glücklich gewählter Fragestellungen (Patriarchale Kultur und Heldendichtung, Internationale Erzählstoffe, Voltaireanismus und Josefinismus, Einfluß Herders und Goethes, Schellings und Hegels bei den Slaven) vor Augen geführt, zugleich aber auch die enge Verflechtung des Slaventums mit europäischen Kulturtraditionen, Geistesbewegungen und literarischen Vorbildern und Anregungen, vor allem auch aus dem deutschen Sprachraum eindringlich verdeutlicht.

Ein großer Teil seiner Arbeiten über die Südslaven, ihre Geschichte, Kultur und Literatur — bekanntlich nimmt diese Thematik im Lebenswerk J. Matls einen Ehrenplatz ein — ist nunmehr dankenswerterweise in dem stattlichen Band „Südslavische Studien“ (Südosteuropäische Arbeiten, Band 63, München 1965, 598 S.) zusammengefaßt und damit der Ertrag jahrzehntelanger eingehender und liebevoller Beschäftigung, die gründliche Quellenforschung mit genauer Kenntnis der gegenwärtigen Verhältnisse auf Grund zahlreicher Reisen und Studienaufenthalte aufs glücklichste verbindet, einem weiteren Kreis interessierter Leser zugänglich gemacht. Die reiche Thematik umfaßt neben vielem anderen das politische und kulturelle Werden der Südslaven, die Gründung der serbischen Nationalkirche, die geschichtliche Rolle der Nemanjidendynastie und schließlich die Entstehung des jugoslawischen Staates. Weitere außerordentlich reichhaltige und wertvolle Beiträge betreffen das literarische Schaffen der Südslaven; erwähnt seien vor allem die Abhandlungen „Zur Methodik und Geschichte der neueren südslavischen Literaturwissenschaft“ (S. 226—309), „Hauptströmungen in den modernen südslawischen Literaturen“ (S. 455—561), worin eine gedrängte Darstellung der „Moderne“ bei allen südslavischen Völkern und eine gute Charakteristik ihrer hervorragendsten Vertreter gegeben wird, ferner „Romantik und Realismus in den südslavischen Literaturen des 19. Jahrhunderts“. Weitere Studien beziehen sich auf „Ragusa (Dubrovnik) in der deutschen Literatur“, zwei untersteirische satirische Volksdichter, deutsche Literatur in Kroatien und Slawonien nach 1848, die Frage der komparativen Erforschung der Volksdichtung der Balkanvölker, die Volksreligiosität der Südslawen (Hölle und Höllenstrafen), die Stellung der Frau auf dem Balkan. Alle diese Beiträge bekunden nicht nur den ausgezeichneten Kenner des Südostens; selbst wenn sie Einzelfragen und gelegentlich Randprobleme in den Mittelpunkt rücken, stoßen sie immer wieder zu Kern- und Wesensfragen vor. Nicht vernachlässigt wird auch in diesem Band das deutsch-südslavische Wechselverhältnis. Es kommt in vielfacher Abwandlung bereits in den bisher genannten Beiträgen zur Sprache und wird von höherer Warte und in synthetischer Form in mehreren Beiträgen gesondert herausgestellt. Zwei davon behandeln auf Grund

der Analyse deutschsprachiger Presseorgane, darunter der „Grenzboten“, die Stellung der Slawen in der öffentlichen Meinung Mitteleuropas. Zwei andere tun bereits in ihrer Titelgebung die weitgesteckte Konzeption ihres Verfassers und ihre synthetische Anlage kund: „Zum Problem der eurasischen kulturellen Fluktuation im slawischen, insbesondere im südslawischen Bereich“ und „Die deutsch-mittel-europäische Wirkkomponente in der kulturellen Entwicklung der Südslawen. Versuch einer Synthese“, Rechenschaftsberichte von hohem Niveau, die das reiche Spektrum der in mühsamer Kleinarbeit gewonnenen Erkenntnisse zu wesentlichen geschichtlichen Einsichten verdichten.

Schließlich muß als bisher letzter Versuch einer Synthese „Die Kultur der Südslawen“ im „Handbuch der Kulturgeschichte“ (Athenaion Verlag, Frankfurt, Lieferung 101—105. 1966, 118 S.) erwähnt werden. Hier werden die geographischen und historischen Grundlagen gezeichnet und die Kulturzonen unter Heranziehung der Vorarbeiten von J. Cvijić und M. Gavazzi charakterisiert. Auf dem Hintergrund der geographischen Bedingungen und der großen historischen Ereignisse (altbalkanisches und antikes Erbe, Einwanderung der Slawen, Christianisierung, Einwirkung der alten Hochkulturen, Türkenherrschaft und ihre kulturellen Folgen) werden „die kulturellen Eigenformen und Eigenleistungen“, nach Kulturzonen gesondert zunächst die Volkskultur, dann in historischer Abfolge die Hochkultur der mittelalterlichen Staaten und Kirchen, schließlich die „nationale Neukultur“ im engen Anschluß an die europäische Tradition und Entwicklung geschildert. In gedrängter Form bietet Matl mit diesem Werk die beste Einführung in ein richtiges Verständnis der vielfältig ausgeprägten Formen, mit denen noch die heutige Volkskultur den fremden Betrachter überrascht; darüber hinaus macht es sogar manche Schwierigkeiten und Krisenerscheinungen der neueren und jüngsten Zeit aus der geschichtlichen Entwicklung begreiflich. Wieder geht es dem Verfasser darum, sowohl die Komponenten als auch den Eigencharakter der Volkskulturen als Ausdruck eigenen Wesens und als Antwort auf die vielfältigen „Herausforderungen“ durch die Bedrängnisse des Siedlungsraums und einer wechselvollen und schicksalsschweren Geschichte deutlich zu machen.

Im Anhang zu den „Südslawischen Studien“ sind (S. 566—568) für die Zeit von 1948—1962 weitere 39 größere und kleinere wissenschaftliche Beiträge des Jubilars aufgezählt, aber auch diese Liste ist inzwischen überholt, der beste Beweis, daß der Jubilar mit ungeminderter Arbeitskraft sein Werk fortführt und ständig bereichert und nicht daran denkt, sich auf den Lorbeeren auszuruhen.

Alle Verehrer und Freunde, Kollegen und Schüler des Jubilars hoffen und wünschen, daß ihm, wenn einmal die schwere und zeitraubende Bürde der akademischen Lehrtätigkeit von seinen Schultern genommen ist, die wohlverdienten Mußstunden die Möglichkeit bieten mögen, noch weitere liebgewordene und wegen anderer Verpflichtungen oder der Ungunst der Zeit nichtverwirklichte Pläne endlich durchzuführen und uns aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse, seines Forschens und seiner lebendigen Erfahrung neue Einsichten in die Wesensart, die Geschichte und Gegenwartsproblematik der slavischen Völker und ihrer Kultur zu vermitteln. Mögen ihm der jugendliche Schwung, die Begeisterung und Freude an der wissenschaftlichen Arbeit, Gesundheit und Schaffenskraft wie bisher treu bleiben und sein Leben und sein Werk auch weiterhin geleiten!

Den Glückwünschen, die der Unterzeichnete dem Jubilar zum 70. Geburtstag aus dem Gefühl der Dankbarkeit für jahrzehntelange Freundschaft, vielfache Anregung und Förderung entbietet, schließen sich der Herausgeber und die Redaktion der „Südostforschungen“ in besonders herzlicher Weise an, zugleich mit dem Ausdruck des Dankes für die der Zeitschrift seit Jahrzehnten geleistete Mitarbeit und in der Hoffnung, auch in den kommenden Jahren mit seiner Hilfe und Unterstützung rechnen zu dürfen.

München

Alois Schmaus

Dušan J. Popović
(1894—1965)

Zurückgezogen und still verschied am 27. April 1965 in seinem syrmischen Heimatort Belegiš der Historiker und pensionierte Professor an der Belgrader Philosophischen Fakultät *Dr. Dušan J. Popović*, ein Gelehrter, dessen vielfältige Aktivität sich insbesondere in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zeigte.

Geboren am 28. März 1894 in Surduk besuchte er als geborener Syrmier auch das einst so berühmte klassische Gymnasium in Sremski Karlovci (Karlowitz), wo er schon als Student das Glück hatte, hervorragende Lehrer zu besitzen, wie *Radivoj Vrhovac* und *Nikola Radojčić*. *Popović* studierte sodann an den Universitäten Zagreb und Wien, um in Zagreb zum Doktor der Philosophie zu promovieren. Mit seiner Ernennung zum Assistenten am Historischen Institut der Universität Belgrad begann 1921 seine Universitätskarriere. 1926 wurde er zum Dozenten, 1930 zum a. o. Professor gewählt, von 1935 bis 1941 war er ordentlicher Professor an derselben Fakultät.

Geschult an den besten Traditionen der jugoslawischen und österreichischen historischen Schule, gehörte *Dušan J. Popović* zu den außerordentlich fruchtbaren Historikern Jugoslawiens. Durch eine ganze Reihe wertvoller Studien, Monographien und vor allem zusammenfassender Werke, die ihm besonders lagen, machte er sich um die serbische Geschichtswissenschaft verdient. Bereits seine ersten Bücher über die Zinzaren („O Cincarima“, Belgrad 1927, 2. Aufl. 1937, rumän. Übersetzung „Despre Aromâni, Bukarest 1934) und über die Haiducken („O hayducima“, I. Bd., Belgrad 1930, 2. Bd. 1931) zeigen seine Vorliebe für soziologische Studien, wie auch seinen Plan, die Genesis der serbischen bürgerlichen Gesellschaft zu untersuchen.

Mit großem Eifer arbeitete er auch an der Geschichte Belgrads und Serbiens, wobei ihm im besonderen jene außerordentlich interessante Periode zwischen den Friedensschlüssen von Passarowitz und Belgrad (1718—1739) am Herzen lag, die Zeit, als in Serbien eine österreichische Verwaltung organisiert wurde, die die Errungenschaften eines absolutistischen Staates und damit die westeuropäische Barockkultur hieher brachte. Seine Werke: „Beograd pre 200 godina“ (Belgrad vor 200 Jahren, Belgrad 1935), „Srbija i Beograd od Požarevačkog do Beogradskog mira“ (Serbien und Belgrad vom Passarowitzer bis zum Belgrader Frieden, Belgrad 1950) und „Beograd kroz vekove“ (Belgrad im Laufe der Jahrhunderte, Belgrad 1964), in denen sein kulturhistorisches Interesse zum Ausdruck kommt, beruhen auf soliden archivalischen Forschungen. In den Ausgaben der Serbischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichte er die Materialsammlung „Gradja za istoriju

Beograda od 1717—1739" (Materialien zur Geschichte Belgrads von 1717—1739, Spomenik SKA, LXXVIII 1935) und in den Schriften des Historischen Archivs von Belgrad in Verbindung mit *Dr. Milica Bogdanović* die Sammlung „Gradja za istoriju Beograda od 1717—1739" (Materialien zur Geschichte Belgrads von 1717—1739, Belgrad 1958), wobei *Popović* die zyrillischen Dokumente dieser Epoche bearbeitete.

Popovićs wissenschaftliches Hauptanliegen war jedoch die Wojwodina als Ausgangspunkt der modernen serbischen Kultur, wie dies die folgenden Arbeiten beweisen: „Prilozi proučavanju naše zemlje i našega naroda I. Bačka" (Beiträge zur Erforschung unseres Landes und unseres Volkes, I. Batschka, Belgrad 1935); „Gradja za istoriju naselja u Vojvodini od 1699—1796" (Materialien zur Geschichte unserer Siedlungen in der Wojwodina, gemeinsam mit *Živan Sečanski*, Sonderausgabe der Historischen Gesellschaft in Neusatz, Bd. IV, Neusatz 1936); „Srbi u Sremu do 1736—37" (Die Serben in Syrmien, Belgrad 1950); „Srbi u Budimu od 1690—1740" (Die Serben in Ofen, Belgrad 1952); „Velika Seoba Srba 1690" (Die große Serbenwanderung, Belgrad 1954); „Srbi u Banatu do kraja XVIII veka" (Die Serben im Banat bis zum Ende des 18. Jh.s, Belgrad 1955). Schließlich verfaßte *Popović* als Zusammenfassung aller seiner wissenschaftlichen Bemühungen, die ethnischen Bewegungen der Serben im Donauroaum zu beleuchten sowie seine sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse zu zeigen, in denen diese im 18. und 19. Jh. lebten, das dreibändige Werk „Srbi u Vojvodini" (Die Serben in der Wojwodina, I. Bd.: Bis zum Frieden von Karlowitz 1699, Neusatz 1957; II. Bd.: Von 1699—1790, Neusatz 1959; III. Bd.: Von 1790—1867, Neusatz 1963).

Unter seiner Redaktion erschien auch das monumentale Sammelwerk „Vojvodina" I (Neusatz 1939) und II (1941), dessen zweiter Band infolge der ungarischen Besetzung der Batschka im Jahre 1941 leider unvollendet blieb.

Schließlich redigierte *Popović* eine lange Reihe von Jahren den von der Historischen Gesellschaft in Novi Sad (Neusatz) herausgegebenen „Glasnik Istorijskog društva u Novom Sadu" (1928—1940), dessen 13 Bände eine wahre Schatzkammer wertvoller wissenschaftlicher Arbeiten zur Geschichte des serbischen Volkes in der Wojwodina bilden.

Dušan J. Popović war ein typischer Vertreter jener großen Zahl serbischer Historiker, die aus dem Donaugebiet stammten, aus jenem Gebiet, in dem im Schoße des serbischen Bürgertums sich seit Generationen das serbische Nationalbewußtsein ausgebildet hatte und in dem schließlich auch die kritische Geschichtsschreibung der Serben entstand, deren Bannerträger *Ilarion Ruvarac*, *Jovan Radonić*, *Nikola Radojčić*, *Stanoje Stanojević* und *Radoslav M. Grujić* waren. Arbeitsfreudig und bescheiden bereicherte *Dušan J. Popović* unser Wissen um eine interessante Epoche der serbischen Geschichte, als sich bei den donauländischen Serben der Prozeß der Abkehr von der spätmittelalterlichen Gesellschaftsordnung vollzog und sie die Barockkultur übernahmen. Bei der Behandlung vieler Probleme der neueren serbischen Geschichte wird man immer wieder auf den Namen des allzu früh dahingegangenen Gelehrten stoßen.

Franz Babinger
(1891-1967)

*O qui me gelidis convallibus Haemi
Sistat et ingenti ramorum protegat umbra!*

Franz Babinger hat das Wort des römischen Dichters im Geleit zu seinem Buche *Beiträge zur Frühgeschichte der Türkenherrschaft in Rumelien (14.—15. Jahrhundert)* (Brünn - München - Wien 1944, = *Südosteuropäische Arbeiten* 34) angeführt, um seine innere Verbundenheit mit Südosteuropa zum Ausdruck zu bringen. Mit Recht konnte er schreiben, daß ihm wie nur wenigen Mitlebenden vergönnt gewesen sei, die Länder und Völker von der Adria bis zum Schwarzen Meer und von den Karpathen bis nach Morea und weiter zu den Inseln der Ägäis in zahlreichen Kreuz- und Querzügen zu Fuß und zu Pferd, im Kraftwagen und in der Eisenbahn und schließlich, oft genug, im Flugzeug während eines Vierteljahrhunderts kennen und schätzen zu lernen. Seit diese Worte im Druck erschienen, ist ein weiteres Vierteljahrhundert vergangen, während dessen F. Babinger immer wieder nach der Haemus-Halbinsel zog. Man möchte es daher beinahe einer besonderen Gnade des Schicksals zuschreiben, daß es ihn just in dem Haemus-Lande, das seinem Herzen besonders nahestand, von der Welt scheiden ließ: in Albanien. Am 23. Juni 1967 wurde F. Babinger beim Baden am Strand von Durazzo — er weilte zusammen mit seiner Gattin als Gast der Universität Tirana im Lande — von einem Herzschlage getroffen. Der Tod trat in Sekundenschnelle ein und ersparte ihm Siechtum und Schmerz, ein beinahe ideales Hinscheiden für den Betroffenen selbst, wenn auch ein Blitz aus heiterem Himmel für die Umwelt. Die sterbliche Hülle F. Babinger's wurde in einem von den albanischen Behörden in großzügiger Weise zur Verfügung gestellten Sonderflugzeug über Budapest nach Wien geflogen, wo am 29. Juni 1967 in aller Stille die Einäscherung stattfand. Die Witwe des Verewigten, der albanische Botschafter zu Wien nebst Gemahlin und den Herren seiner Dienststelle, Herr Professor Dr. A. Buda (Universität Tirana), der in Wien ansässige albanische Arzt Dr. Zara sowie der Schreiber dieses Nachrufes wohnten der schlichten Zeremonie bei. Sowohl in Albanien als auch in Wien waren die mit der Angelegenheit befaßten albanischen Persönlichkeiten und Behörden rührend bemüht, um die Überführung des Verstorbenen in die Wege zu leiten und seiner Witwe in den schweren Tagen in jeder Hinsicht beizustehen. Mit der im engsten Kreise erfolgten Beisetzung der Urne im Babinger'schen Familiengrabe auf dem Würzburger Hauptfriedhofe am 24. Juli 1967 wurde der irdische Schlußstrich unter ein ungewöhnliches und erfolgreiches Gelehrtenleben gesetzt, das freilich in kein vorgezeichnetes Schema zu pressen ist und daher schwerlich mit landläufigen Nachruffloskeln erschöpfend gewürdigt werden kann.

F. Babinger, geboren am 15. Januar 1891 in Weiden (Oberpfalz), entstammte einer altbayerischen, im engeren Sinne oberpfälzischen höheren Beamtenfamilie, die mit einer Reihe bayerischer Persönlichkeiten, die besonders zur Zeit des König-

tums eine bedeutende Rolle im öffentlichen Leben spielten, in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Auf seine bayerische Herkunft ist F. Babinger stets stolz gewesen und daraus erklärt sich wohl auch sein schon früh erwachtes Interesse an Familienforschung, das sich nicht nur auf die eigene Verwandtschaft richtete, sondern ihn auch allgemein stark beschäftigte. Schon in dem Gymnasiasten und Studenten Babinger entwickelte sich jener „sechste Sinn“ für alles Genealogische, der ihm später so sehr zustatten kam, wenn es galt, den Verhältnissen geschichtlicher Persönlichkeiten oder Geschlechter nachzuspüren. Seine Gymnasialjahre verlebte F. Babinger in Würzburg. Er und seine Geschwister (zwei Brüder und eine mittlerweile bereits verstorbene Schwester) verloren früh den Vater, während die Mutter erst 1955 hochbetagt an den Folgen eines Verkehrsunfalles starb. Nach dem Abitur bezog F. Babinger die Universität München, nicht um, wie seine Verwandtschaft vielleicht geglaubt oder gehofft hatte, die Rechte zu studieren, sondern Indologie, deren Geschichte er noch das Thema seiner Doktorschrift entnahm. Von seinem Lehrer E. Kuhn sprach er zeitlebens mit größter Hochachtung. Der erste Weltkrieg brachte indes für F. Babinger die entscheidende wissenschaftliche Wende. Obwohl von Hause aus Feldartillerist, verstand er es, zur deutschen Militärmission in die Türkei versetzt zu werden, übrigens unter erheiternden Begleitumständen, von denen er gern erzählte. Rasch zum Offizier avanciert, erwarb sich F. Babinger eine Reihe von hohen Kriegsauszeichnungen auf dem orientalischen Kriegsschauplatz, darunter die selten verliehene osmanische Liyakat-Medaille, und war auch einige Zeit Verbindungsoffizier bei Mustafâ Kemâl, dem späteren Atatürk, ein Erlebnis besonderer Art für ihn. Nach Kriegsende wirkte F. Babinger noch in einem bayerischen Freikorps bei den Kämpfen um München mit, um sich dann der Wissenschaft zu widmen, vorab den türkischen Studien, zu denen ihn das Kriegserlebnis hingeführt hatte.

Als sich F. Babinger 1921 mit einer für die Kenntnis des islamischen Sektenwesens grundlegenden Arbeit über den aufrührerischen Sûfi Bedr-ed-Dîn b. Qâdî Samâvnâ in Berlin habilitiert hatte, schien seine Laufbahn gesichert. Der Berliner Orientalist und zeitweilige preußische Kultusminister C. H. Becker war ihm wohlgesonnen und so konnte der Gelehrte, der zeitgerecht zum a.o. Professor ernannt wurde, seine Werke schreiben und der Orientalistik manches Neuland eröffnen. Seine Berliner Zeit hat F. Babinger stets zu seinen schönsten Lebensabschnitten gerechnet, sowohl wegen der beinahe idealen Arbeitsbedingungen in der Reichshauptstadt als auch aufgrund der Atmosphäre dieser Stadt, in der er sich, wie übrigens nicht wenige echte Bayern, ausgesprochen wohl fühlte. Jäh unterbrochen wurde indes F. Babingers Laufbahn durch einen Konflikt mit dem nationalsozialistischen Regime, der 1934 zu seiner Außerdienststellung führte und ihn in die Emigration zwang. F. Babinger fand Zuflucht in Rumänien, wo er an den Universitäten Jassy und Bukarest lehrte. War er dort auch gegen drückende materielle Nöte gesichert, so waren es doch für ihn Jahre tiefer Bitterkeit, die er aber mit Würde trug, ohne sich in Haßgefühle gegen das eigene Vaterland hineintreiben zu lassen. F. Babinger war kein Chauvinist, liebte aber seine Heimat und war besonders mit dem bayerischen Königtum zeitlebens innerlich stark verbunden. Als er nach dem zweiten Weltkriege in Deutschland seine Tätigkeit fortsetzte, hielt er mit seiner Meinung über Politik und Kriegführung der anderen Seite nicht minder hinter dem Berge wie über die Zeit des NS-Regimes, und dies nicht nur mündlich, sondern auch in gedruckten Lettern. 1948 wurde F. Babinger der

neugegründete Lehrstuhl für Geschichte und Kultur des Nahen Orients und Turkologie an der Universität München übertragen und gleichzeitig auf seine Initiative hin das gleichnamige Institut gegründet. Schreiber dieser Zeilen ist es vergönnt gewesen, seit dieser Zeit mit F. Babinger eng zusammenzuarbeiten und schließlich dessen Nachfolge anzutreten, als der Gelehrte sich 1958 entpflichten ließ. Das von ihm geschaffene Institut, eines der größten seiner Art in Deutschland, wenn nicht in Europa, ist allzeit F. Babingers besonderer Stolz gewesen.

Es ist außerordentlich schwer, F. Babingers wissenschaftliches Oeuvre als Gesamtwerk zu würdigen, da der Gelehrte, wie schon angedeutet, in keines der Schemata paßt, die man für die einzelnen Fächer bereitzuhalten pflegt. Bis zu einem gewissen Grade hing dies zweifellos mit der Lage der deutschen Orientalistik schlechthin zusammen. Reifte doch F. Babinger zu einer Zeit heran, in der die Gleichung Orientalist = Semitist noch ein Dogma darstellte, an welchem in Deutschland — im alten Österreich und dessen Nachfolgestaaten waren die Verhältnisse anders — nur wenige zu rütteln wagten. F. Babingers Kampf gegen dieses Tabu war umso mutiger, als ein nicht als Semitist (oder wenigstens Arabist) Abgestempelter damals kaum Aussicht auf einen Lehrstuhl hatte, so daß man versteht, wenn C. H. Becker einmal zu F. Babinger sagte, seine (F. Babingers) Ansichten über die deutsche Orientalistik seien „vom Standpunkt des bürgerlichen Fortkommens geradezu katastrophal“. Es ist ein bleibendes Verdienst F. Babingers, den türkischen Studien — die Bezeichnung „Turkologie“ lehnte er stets ab, da er darunter ausschließlich eine sprachwissenschaftliche Disziplin verstanden wissen wollte — einen Platz an der Sonne erkämpft zu haben, und man darf getrost behaupten, daß seit J. v. Hammer-Purgstalls Zeiten kaum ein Gelehrter für dieses Gebiet mehr getan hat als er. Einen entscheidenden Anteil an dem Erfolg hatte fraglos jenes 1927 erschienene monumentale Buch *Die Geschichtsschreiber der Osmanen und ihre Werke*, das unter der Sigle GOW jedem Orientalisten ein Begriff ist. Schon lange hat sich eine zweite Auflage als erwünscht erwiesen, aber trotz lebhaften Zuredens von seiten zahlreicher Interessierter hat sich F. Babinger nicht entschließen können, seine längst gesammelten Ergänzungen herauszubringen. Seine Abneigung gegen gewisse kleinliche Nörgler war zu groß und oft äußerte er Schreiber dieser Zeilen gegenüber sarkastisch, das Ergebnis einer zweiten Auflage werde ja doch bloß darin bestehen, daß jemand feststelle, in irgendeinem Krähwinkel gebe es noch eine in Privatbesitz befindliche Handschrift des *Küh-ül-achbâr*, die bei F. Babinger, GOW nicht erwähnt sei. Damit soll keineswegs gesagt sein, F. Babinger habe keine Kritik vertragen. Im Gegenteil; er war der richtigen Meinung, wer keine Kritik vertrage, solle nicht Gelehrter werden wollen. Es konnte ihn aber verstimmen, wenn bei einer Kritik Böswilligkeit, Chauvinismus oder Kleinlichkeit im Spiele waren.

F. Babingers Schriftenverzeichnis macht ein eigenes Büchlein von mehr als 50 Seiten aus, woraus man allein schon erkennen mag, daß in einem Nachrufe auf ihn nur eine auswählende Würdigung möglich ist. Von der Miszelle bis zum monumentalen Großwerk ist jeder Schriftentypus vorhanden, so daß am Namen F. Babinger niemand vorbeigehen kann, der sich mit den von ihm beackerten Gebieten befaßt. Was die türkischen Studien betrifft, so hat man F. Babinger gelegentlich zum Vorwurf gemacht, er sei nur ausnahmsweise über das 16. Jahrhundert hinausgegangen und habe seine Teilnahme überwiegend der osmanischen Frühgeschichte zugewandt. Die Erklärung dafür ist einfach für den, der F. Babin-

gers Interessen wirklich kannte: er liebte es nicht, sich in ausgetretenen Geleisen zu bewegen. Er war in erster Linie Forscher, der in Archiven und Büchereien nach unbekanntem Urkunden suchte und solche auch mit unglaublicher Instinktsicherheit in großem Umfange fand. Die Kompilation war weniger sein Fall und Vorlesungen (die bei ihm übrigens ausnahmslos den Charakter von Übungen trugen) hielt er nur ungern.

Hatte sich F. Babinger zuerst besonderen Ausprägungen des türkischen Islam zugewandt — seine Berliner Antrittsvorlesung über den Islam in Kleinasien eröffnete völlig neue Aspekte —, so galt sein Hauptinteresse doch bald größeren und kleineren Fragen der osmanischen Geschichte, die er in einer schier unübersehbaren Masse von Aufsätzen behandelte. Dazu kamen seine Monographien etwa über die Frühgeschichte der Türkenherrschaft in Rumelien, seine Ausgaben des Chronisten Urudsch (von dem er zwei Handschriften entdeckte), des Archivs des Bosniaken Osman-Pascha, der Vita des Bedr-ed-Dîn b. Qâdî Samâvnâ u. a. Sein wichtigstes Werk aber auf diesem Gebiete ist sein glänzendes Buch *Mehmed der Eroberer und seine Zeit*, das in zwei Auflagen deutsch (1953, 1959) erschien und Übersetzungen ins Französische und Italienische erfuhr. Eine in Amerika in Vorbereitung befindliche englische Ausgabe (die auch den Dokumentarband einschließen sollte) sowie eine serbokroatische Übersetzung hat F. Babinger nicht mehr erleben dürfen. Wie nicht anders zu erwarten war, hat ihm dieses Buch, zweifellos die großartigste Monographie, die jemals über einen osmanischen Sultan erschien, ebensoviel Lob wie Tadel eingebracht, wobei das Lob angesichts der ungeheuren Leistung durchaus berechtigt war. Der Tadel kam aus Richtungen, deren Objektivität von vorneherein zweifelhaft sein mußte und wo vorgefaßte Meinungen ein anderes Bild des „Eroberers“ erwartet hatten. Im Vorwort zur zweiten italienischen Ausgabe des „Mehmed“ (soeben erschienen) hat F. Babinger noch einmal deutlich dazu Stellung genommen: er wies darauf hin, daß die großen Reiche der Weltgeschichte nun einmal nicht von Wohlfahrtsbeamten geschaffen wurden, sondern ausnahmslos von rücksichtslosen Gewaltmenschen, und daß der wirkliche Historiker auch den Nachtseiten der Geschichte seines Volkes ins Auge sehen können müsse (was selbstverständlich auch für nichtdeutsche Historiker gilt).

Die Überzeugung, daß osmanische Geschichte ohne ausgiebige Heranziehung abendländischer Quellen nicht mit Erfolg betrieben werden kann, da die osmanischen Quellen allein eben nicht ausreichen, um ein klares und umfassendes Bild zu gewinnen, ließ F. Babinger zum Südosteuropa-Forscher und zum hervorragenden Kenner der italienischen Frührenaissance werden. Hier war sein Finderglück ihm besonders hold. Auf zahlreichen Reisen nach Südosteuropa, besonders aber nach Italien, durchforschte er Archive und Büchereien und konnte auf solche Weise Materialien ans Tageslicht ziehen, die nicht nur die osmanische Geschichte als solche, sondern auch die Beziehungen der Türken zum Abendlande in ganz neuer Beleuchtung zeigen. Gestalten, von denen man vorher bestenfalls den Namen kannte, erschienen plötzlich als Schlüsselfiguren für ganze Abschnitte der Geschichte. Schlaglichtartig erhellte sich das Dunkel der Untergrund- und Geheimdiensttätigkeit zur Zeit des frühen Osmanenreiches und tauchten Persönlichkeiten aus der Vergessenheit auf, deren Rolle in der Geschichte der türkisch-abendländischen Beziehungen kaum für möglich zu halten war. Monographien wie etwa *Das Ende der Arianiten, Laudivius Zacchia, Erdichter der Epistolae Magni Turci, Johannes Darius (1414—1494), Sachwalter Venedigs im Morgenland, und sein grie-*

Mitteilungen

chischer Umkreis, *Reliquienschacher am Osmanenhof im 14. Jahrhundert*, um nur einige wenige zu nennen, enthalten eine unglaubliche Fülle unbekanntes Stoffes, den nur ein Mann von der Spannweite, Überschau und bibliographischen Kenntnis F. Babingers mit Erfolg bewältigen konnte. Nicht nur die Orientalistik hat Anlaß zur Trauer, sondern nicht minder die Südosteuropa-Forschung (die F. Babinger u. a. auch für die Erschließung bis dahin kaum bekannter Reisebeschreibungen, wie Dernschwam, Bezold, Hildebrandt, Bargrave usw. zu Dank verpflichtet ist), die Renaissance-Forschung, die Humanistengeschichte, die Münzkunde, die Künstler- und Gelehrten-geschichte usw. Nicht weniger Grund zu dankbarem Gedenken haben die vielen, die aus F. Babingers Werken und mündlichen Äußerungen Anregung und Belehrung schöpfen konnten. Kein Wunder, daß F. Babinger nicht nur in Deutschland, sondern auch in Südosteuropa und Italien höchstes wissenschaftliches Ansehen genoß und ihm in der Wissenschaftsgeschichte dieser Länder ein dauernder Ehrenplatz gewiß ist.

An Anerkennung seines wissenschaftlichen Werkes hat es F. Babinger nicht gefehlt. Nicht weniger als zwölf Akademien des In- und Auslandes sowie zahlreiche angesehene wissenschaftliche Gesellschaften zählten ihn zu ihren Mitgliedern bzw. Ehrenmitgliedern. Die Münchener Südosteuropa-Gesellschaft verlieh ihm 1966 die von ihr gestiftete Jireček-Medaille in Gold. Zu seinem 60. Geburtstag widmeten ihm Münchener Freunde und Kollegen die *Serta Monacensia*, anläßlich seines 70. Geburtstages erschien der erste Band seiner *Aufsätze und Abhandlungen zur Geschichte Südosteuropas und der Levante*, dem einige Jahre später der zweite Band folgte. Es handelt sich um Neudrucke zahlreicher Aufsätze F. Babingers, die in z. T. schwer zugänglichen Zeitschriften des In- und Auslandes verstreut sind. Der in Vorbereitung befindliche dritte Band muß leider als Gedenkband für den Verstorbenen erscheinen.

F. Babinger war eine starke, eigenwillige Persönlichkeit, was beinahe zwangsläufig in sich schließt, daß er nicht nur Freunde, sondern auch viele Gegner hatte. Mit lebhaftem Temperament begabt und der Leisetreteri und gesellschaftlichen Lügen abhold, pflegte er seine Meinung mit unmißverständlicher Deutlichkeit zu sagen. Dieses typisch bayerische „Gerade-an“ war der Grund, daß er bei oberflächlicher Bekanntschaft hart und abweisend erscheinen konnte. Wer ihn jedoch näher kannte, wußte freilich, daß die kantige Außenseite ein manchmal nur allzu gutmütiges Herz bedeckte und die rauhe Sprache oft nur eine anders nicht niederkämpfbare Weichheit verbergen sollte — ein bei Altbayern nicht selten anzutreffender Zug. Bittere Erfahrungen und Enttäuschungen im persönlichen Bereiche blieben F. Babinger nicht erspart und machten ihn in der Wahl seines Umganges vorsichtig, zumal er in einer Welt der Ränke und der Hinterhältigkeit mit Wallenstein hätte sagen können: „Ein Kind nur bin ich gegen solche Waffen!“ Wem er zugetan war, dem blieb er ein wahrer Freund, und wer immer ihn um Hilfe oder Auskunft anging, konnte sicher sein, daß er nicht ruhen würde, bis der Wunsch erfüllt war. Schreiber dieser Zeilen hat seine Hilfsbereitschaft in besonderem Maße in guten und bösen Tagen am eigenen Leibe erfahren und kann dem so unerwartet Dahingegangenen neben dem Dank für zwanzig Jahre väterlicher Zuneigung nur das Versprechen nachrufen, nach Maßgabe seiner schwachen Kräfte das Werk F. Babingers fortzusetzen.

München

Hans Joachim Kissling

Eqrem (Bey) Vlora (1885—1964)

Im Band XXV wurde auf Seite 401 bis 403 der Nachruf auf *Eqrem Bey Vlora* veröffentlicht. Der Verstorbene hat ein Manuskript Lebenserinnerungen hinterlassen, das für den Nachruf noch nicht verwendet werden konnte und das nun in der Reihe „Südosteuropäische Arbeiten“ bald veröffentlicht wird. Es ergeben sich aus diesem Manuskript verschiedene Ergänzungen zu dem oben genannten Nachruf, die an dieser Stelle festgehalten werden sollen. *Eqrem Bey Vlora* wurde am 1. 12. 1885 in Valona geboren und starb am 30. 3. 1964 in Wien. Sein Vater war *Syreja Bey Vlora*. Der auf Seite 402 genannte *Ismael Kemal Bey Vlora* war ein Vetter des *Syreja*, also ein Onkel zweiten Grades von *Eqrem Bey Vlora*. An der Orientalischen Akademie in Wien war er nach Abschluß der Schulzeit am Theresianum wohl inskribiert, doch hat er diese Institution offensichtlich nicht besucht. Bereits im Oktober 1903 inskribierte er an der Juristischen Fakultät der Universität von Istanbul. Anfang des Jahres 1904 wurde er zum Sekretär der Rechtsabteilung des Außenministeriums ernannt. Im Jahre 1907 wurde er Sekretär an der Osmanischen Botschaft in St. Petersburg, doch dauerte diese Tätigkeit lediglich drei Monate. Es ergibt sich aus den Lebenserinnerungen, daß er am 19. Oktober 1921 zum Bürgermeister von Valona gewählt wurde, dieses Amt jedoch nie ausübte, da das Innenministerium sich vorbehalten hatte, nur einen von drei Kandidaten zu bestätigen und die Bestätigung auf eine andere Person fiel.